Wie ich die Herero lieben lernte.

Von

Hedwig Irle.

1. Kor. 13, 4–7.

Mit 10 Illustrationen.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1909.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Vorwort.

Die schlichten, anschaulich nach dem Leben gezeichneten Bilder sprechen für sich selbst. Sie bedürfen daher keiner besonderen Empfehlung. Wenn ich gleichwohl der Bitte meiner Schwester, der Frau Missionar Irle, nachkomme und ihren Skizzen ein Vorwort mitgebe, so geschieht das eigentlich nur, um ihrer Zaghaftigkeit etwas nachzuhelfen, und zu sagen, wie diese Schrift entstanden ist und was sie will. Die Verfasserin hätte gar nicht daran gedacht, ihren kleinen Erzählungen aus dem Missionsleben, die im Laufe der Jahre in verschiedenen Blättern und Zeitschriften veröffentlicht wurden, durch die Buchform ein bedeutenderes Relief zu verleihen, wenn sie nicht von Missionsfreunden und vom Verleger selbst dazu aufgefordert worden wäre.

Und ich glaube, daß der Herr Verleger, selbst ein lebhaft interessierter Missionskenner, wohl daran getan hat. Gerade durch seine Anspruchslosigkeit und Unmittelbarkeit erscheint das Büchlein in hohem Maße geeignet, lebendiges Missionsinteresse zu wecken und zu pflegen. Echt und dauernd interessieren können wir uns nämlich nicht für Idealgestalten der Phantasie, sondern nur für klare und konkrete Dinge und Menschen der Wirklichkeit. Und die Wirklichkeit des Missionslebens kommt hier ungetrübt zum Vorschein. Wir fühlen es mit, daß die Herero der inneren Überwindung durch die christliche Liebe ebenso Widerstand entgegensetzten wie der äußeren

Niederwerfung durch die deutschen Waffen. Ihrer natürlichen Unliebenswürdigkeit gegenüber mußte erst Liebe „gelernt" werden. In dem Titel des Buches sind also die beiden letzten Worte recht betont zu verstehen. Die Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Enttäuschungen und Erfolgen ist darin angedeutet. Der Sieg, dessen sich die Verfasserin mit ihrem Gatten und den anderen Missionsgeschwistern schließlich freuen durfte, ist darum auch viel herrlicher und bleibender, als der mit Blut und Eisen errungene.

So zeigt das Büchlein, daß in dem unterworfenen Lande, unserer mit so schweren Opfern erkauften Kolonie, noch viele moralische Eroberungen zu machen sind. Es wird also nicht nur zum Vorlesen in Missionsvereinen sich eignen, wozu die Verfasserin es zunächst bestimmte, sondern auch weiteren Kreisen, die für unser deutsches „Südwest" ein Herz haben, mehr als eine willkommene Anregung bieten.

Steglitz, März 1909.

Dr. von Rohden
Konsistorialrat.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Eine neue Welt, in der ich mich zurechtfinden muß.

1890.

Es war am 21. Oktober, genau drei Monate nach unserer Abreise von Deutschland, als wir das Ziel unserer langen Reise erreichten. Zum letztenmal für längere Zeit hatten wir im Ochsenwagen geschlafen, und als wir in der Frühe aufstanden, nahm mein Mann mich mit auf einen nahen Berg, um mir meine künftige Heimat zu zeigen, die Missionsstation Otjosazu in Hereroland.

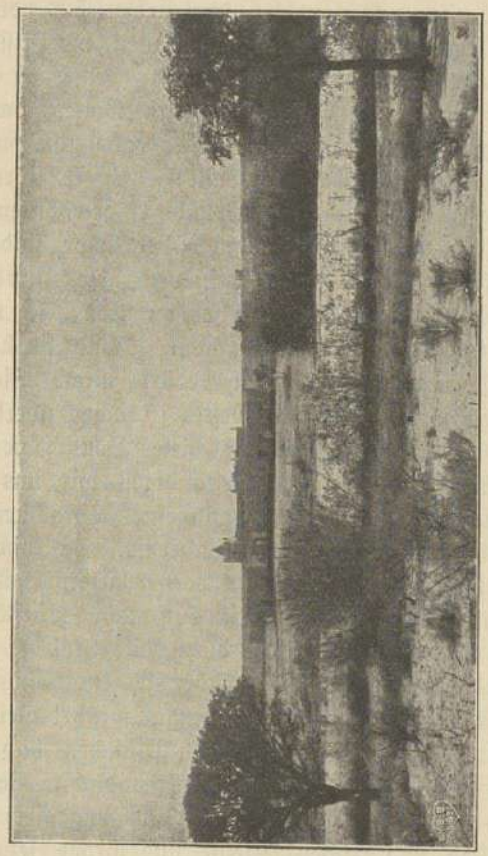
Wie klopfte mein Herz, und welch ernste Gedanken erfüllten mich! – Nun wurde angespannt, um den letzten „Treck" zu machen. Als wir nach zweistündiger Fahrt die schöne, von meinem Mann selbst erbaute Kirche im Sonnenglanz vor uns liegen sahen, begrüßten uns auch helle Glockenklänge zum Willkommen.

Jetzt kam Missionar E., welcher während des Urlaubs meines Mannes die Station verwaltet hatte, uns mit seinen drei Kindern entgegen und stieg zu uns auf den Wagen. Bald erreichten wir das Dorf, fuhren um die Schule herum und hielten vor dem Missionshaus. Schwester E. eilte gerade herbei, um uns aufzuschließen, und nach herzlicher Begrüßung zog sie sich zartfühlend mit den Ihren zurück. Ich zitterte vor innerer Erregung. Also hier sollte fortan meine Heimat sein! Wir traten ein und erflehten uns gleich in der Stille des Herrn

Segen. Nicht lange durften wir aber allein bleiben; schon hatte sich die große Wohnstube gefüllt mit Gemeindegliedern, Männern und Frauen, die uns begrüßen wollten. Das war ein Händegeben! Ich wurde natürlich vom Kopf bis zu Fuß gemustert, was mir peinlich war. Dann trug der schwarze Gesangverein mehrere Lieder vor; ich verstand kein Wort, aber die heimatlichen Melodien bewegten doch sehr das Herz. Am Abend versammelte sich die Gemeinde im Gotteshause, und mein Mann redete zu ihnen über das Wort: „Ich bin nicht wert aller Barmherzigkeit und Treue." Ich saß hinter der Kanzel so halb verborgen, und es war mir wunderbar, zum erstenmal eine Hereropredigt zu hören und von den Worten nichts zu verstehen. So sehr gerne hätte ich gehört, was mein Mann in dieser Stunde seiner Gemeinde sagte nach anderthalbjähriger Abwesenheit. Nur den Text brachte ich heraus, verstand ja auch hernach viele Worte, die mir aber den Zusammenhang nicht genügend klar machten. —

In unserm Heim gab's gleich viel Arbeit durch das Auspacken unserer Kisten, und da noch ein Teil unterwegs war, kam auch nicht so schnell alles in die gewünschte Ordnung. Das ist hier aber auch nicht so schlimm wie in Deutschland, obwohl wir hier reichlich so viel Besuch haben, aber die Schwarzen finden es immer wunderschön bei uns und können nun so nach und nach meine Sachen bewundern. Sie möchten auch sonst vor lauter Staunen gar nicht fortfinden.

Vor meines Vaters großem Bild stehen sie besonders lange und fragen: „Wer ist das?" Ich antwortete: „Tate" (mein Vater), und wenn mein Mann da ist, erzählt er ihnen wohl noch einiges von ihm. — Meine Kleider erregen ebenso ihr Interesse. Frau Missionar



Die Station Otjosazu.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

E.'s Mädchen hatte ihre Herrin z. B. gefragt, ob der Besatz an meinem Kleide bedeute, daß ich eine Waise sei.

In den ersten Tagen, bis die ärgste Räumerei getan war, aßen wir ganz bei den lieben E.'s, die sich inzwischen in der Schule einquartiert haben, bis Missionar E. seine neue Station anlegt.

Es ist ein rechtes Gnadengeschenk Gottes, daß ich in der ersten Zeit eine Schwester hier habe, die mir so treulich mit Rat und Tat zur Seite steht. Es stürmt ja im Anfang so viel des Neuen und Ungewohnten auf einen ein; die deutschen Sitten und Gebräuche sind hier so gar nicht am Platz; alles muß neu gelernt werden. Immer wieder gehe ich zu Schwester E.: „Ich wollte dich eben fragen, wie du dies machst." Und sie kommt selbst so oft, wenn sie denkt, ich bedürfe ihrer. Sie hat mir auch für den Anfang ihr bestes Mädchen überlassen, bis ich selbst eins habe, und da dieses Deutsch versteht, wenn auch nicht spricht, so verständigen wir uns ganz gut. Sonst empfinde ich meine mangelnde Sprachkenntnis als das größte und schwerste Hindernis. Ich bin froh über das Wenige, was ich schon vorher gelernt habe.

Besonders schwer fiel mir im Anfang das beständige Aus- und Eingehen der Leute durch alle Stuben, kaum daß man im Schlafzimmer ungestört ist. Das Haus steht Tag und Nacht offen; der Haupteingang führt gleich ins Wohnzimmer, wo ich gerade mein Plätzchen habe zum Schreiben und Nähen, weil es der freundlichste, luftigste Raum ist. Nur selten klopft einer an; ungeniert kommen Christen und Heiden, Kleine und Große, setzen sich auf Stühle oder hocken auf die Erde hin und besehen sich unsere Sachen. Finden sie niemand, so kommen sie durchs Eßzimmer in die Küche.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ich war anfangs oft erschrocken, immer wieder in allen Räumen unerwartet auf die schwarzen Leute zu stoßen, nicht nur die bekleideten Christen, sondern ebenso viel auf die fast nackten Heiden. Es schien mir unmöglich, daß es mir dabei gemütlich im Hause werden könnte. Hätte ich mit ihnen reden können, wäre es von vornherein leichter gewesen, aber wenn ich sie gar nicht verstand und sie mit allerlei Gebärden und Handbewegungen auf mich einredeten, war mir manchmal ganz bange zumute. In der Küche bin ich selten ohne schwarze Gäste; neulich hatte ich nicht weniger als sechs Frauen, zwei Männer und fünf Kinder herumsitzen, so daß ich nicht mal in meine Speisekammer konnte. Da wurde es mir doch zu bunt, und ich bat meinen Mann um Hülfe, der mir dann auch Luft verschaffte.

Nicht nur für uns selbst, sondern auch für unsere Leute muß ich selbst kochen. Dreimal täglich, solange noch keine Dickmilch da ist, steht ein mächtiger Topf mit Mehl-, Mais- oder Reisbrei auf dem Herd. Außer dem Mädchen, dem Hirten und jeweiligen Arbeitern, Boten und Besuchen, habe ich immer noch eine Anzahl Kostgänger. Mehrere arme Kinder bekommen regelmäßig ihr Schüsselchen Essen; für Kranke wird gekocht; ich darf nie zu knapp haben. Es wird mir immer noch schwer, zu kochen und auszuschöpfen mit all den beobachtenden Augen der wartenden Leute auf mir, daß ich nur ja viel Fett in den Brei tue und möglichst viel Kost in die Schüsseln ausfülle. Ohnehin ist das Arbeiten in der glühenden Hitze am Herd keine Kleinigkeit. Doch werde ich daran mich gewiß bald gewöhnen wie auch an das Ein- und Ausgehen der Schwarzen in den Zimmern.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

In der allererſten Zeit hatte ich meinen Mann einmal gefragt, ob ich nicht die Haustüre wenigſtens zuriegeln dürfe, wenn er nicht da ſei, da ich ja doch nichts mit den Leuten anfangen könne, ſolange ich ſie nicht verſtünde. Da ſagte er mir: „Nein, tue das ja nicht, die Leute würden denken, du habeſt ſie nicht lieb. Sie würden zurückgeſchreckt werden und überhaupt nicht mehr ſo viel ins Miſſionshaus kommen, und das wäre zu beklagen. Wenn es ſich bei ihnen auch wohl meiſt um allerlei leibliche Wünſche und Nöte handelt, — du ſiehſt ja, wieviele z. B. täglich um Medizin fragen — ſo hat man doch dabei Gelegenheit, ihnen ein gutes Wort zu ſagen, ſei es des Troſtes, der Ermahnung oder der Strafe. Je mehr man mit den Eingeborenen zu tun hat, um ſo mehr Einblick bekommt man in ihr Leben, in ihre Art zu denken, und man gewinnt Einfluß auf ſie.“ Das verſtand ich gut, und ſeitdem iſt es mir ein Anliegen geweſen, den Beſuchern durch freundliches Begrüßen zu zeigen, daß ſie auch mir willkommen ſind. Ich laſſe ſie ruhig ihr Anliegen vorbringen, wenn mein Mann nicht da iſt, und ſage dann: „Kurama katiti, omuhonge me ja“ (Warte ein wenig, der Lehrer wird kommen). Das Warten wird ihnen ja nicht ſchwer; ſie haben immer Zeit und freuen ſich der Gelegenheit, die neue Miſſionarsfrau und ihre Sachen in Ruhe beſehen zu können. Zuweilen Sonntags fanden ſie mich auch beim Harmoniumſpiel und Geſang. Ich hörte gleich auf; als ich aber merkte, daß gerade die Muſik, die ſie leidenſchaftlich lieben, ſie herbeigelockt hatte, überwand ich meine Schüchternheit, ſpielte und ſang ihnen vor. Oft habe ich draußen eine große Zuhörerſchaft. Die Dreiſteren kommen auch herein, ſtellen ſich dicht vor mich, verſuchen ſogar die Taſten anzuſchlagen, und ſtimmen bei be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kannten Melodien in den Gesang ein. Das ist mir auch jetzt noch nicht leicht zu tragen, aber wenn die Leute nur sehen, daß ich ihnen freundlich gesinnt bin, soll es mich nicht anfechten.

Daß sie nun schon gutes Vertrauen zu mir haben, zeigt folgendes kleines Erlebnis. Als mein Mann gerade in der Schule war, kam ein Herero unserer Gemeinde mit seiner sehr schmutzigen, zerrissenen Hose, die ich ihm flicken sollte. Ich glaubte, er wolle einen Lappen haben, den ihm seine Frau auf den Riß setzen sollte und stand auf, ihm einen solchen zu holen. Es kommt nicht darauf an, ob er dazu paßt oder nicht. Er redete aber weiter auf mich ein mit lebhaften Pantomimen. Gerade kam Schwester E. herein, und die erklärte mir, der Herero wünsche, daß ich ihm die Hose flicken sollte. Solche Zumutung wies ich freundlich, aber ganz entschieden ab, ich war sicher, daß ich die Freundlichkeit nicht so weit ausdehnen mußte. Überdies sind genug Christenfrauen im Dorf, die gut nähen können. Ein anderes Mal sollte ich einem Mann eine Hose zuschneiden aus schwerem, guten Stoff, den er gekauft hatte. Wohl war ein Muster vorhanden, aber da ich noch nie Männerkleidung geschnitten oder genäht hatte, so tat ich es mit großer Angst, denn verschnitt ich ihm das Zeug, so hätten wir's ersetzen müssen. Zum Glück geriet es gut; aber ich werde doch sehen, die Frauen anzuleiten, daß sie auch das Zuschneiden, nicht nur das Nähen selbst tun. Freilich ist das insofern nicht ganz leicht für sie, da sich nur wenige bisher zum Ankauf eines Tisches aufgeschwungen haben. So müssen sie es auf dem Erdboden vor ihren Hütten tun, drinnen ist es ganz dunkel, dabei mit stumpfen Scheren, deren sich überhaupt nur wenige im Dorf befinden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Einmal bin ich schon in einer Hererohütte gewesen. Schwester E. nahm mich mit zu einer kranken Frau der Gemeinde. Ich wußte es gar nicht anzustellen, in die Hütte — auch Pontok genannt — hineinzukriechen; nur etwa einen Meter hoch ist das Türloch. Schwester E. machte es mir vor, sie setzte sich auch auf den Fußboden zu den Leuten; dazu konnte ich mich noch nicht entschließen und blieb stehen. Diese Hütte war wirklich hoch genug, daß kleine Leute, wie ich, aufrecht drin stehen konnten; die Herero sind aber sehr große Menschen. Auch war sie ausnahmsweise sauber; alles schön mit Kuhmist geschmiert. Mir wurde aber doch ganz beklommen von dem Geruch der Leute und dem Rauch des offenen Feuers, der nur durch die niedrige Tür und etwa durch ein Luftloch oben Ausgang findet. Fenster sucht man vergeblich in einem Pontok. Schwester E. dolmetschte für mich; die Hererofrauen meinten, ich solle doch recht schnell ihre Sprache lernen, damit ich selbst mit ihnen reden könne. Ich versprach mein Bestes zu tun. Es ist mir selbst solch dringendes Anliegen, möglichst bald die Hererosprache zu erlernen; jeden Abend unterrichtet mich mein Mann, und über Tag mache ich für mich Arbeiten. Die Hauptsache aber lernt man im Verkehr mit den Leuten selbst, und derjenige kommt am schnellsten vorwärts, der munter drauf los spricht, ob es auch noch so verkehrt ist, und der es nicht scheut, sich auslachen zu lassen. Leider gehöre ich nicht zu solchen, und ich kann schlecht mitlachen, wenn die Leute meine verkehrten Aussprüche immer und immer wieder lachend wiederholen. Sie sind eben wie Kinder.

Kürzlich starb einem jungen Elternpaar ihr erstgeborenes Kindchen. Ich hätte so brennend gerne der Mutter ein Wort der Teilnahme und des Trostes gesagt;

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ich kam mir vor wie stumm geworden, und als müßte ich gewaltsam das Band sprengen, was mich hinderte zu reden.

Es ist noch etwas anderes, über geistliche Dinge zu reden als Befehle und Anweisungen für das tägliche Leben zu geben. Wie glücklich werde ich sein, wenn ich erst einigermaßen frei reden kann mit den Herero, und den Mädchen und Frauen erzählen von unserm Heiland. Ich glaube, erst wenn mir das geschenkt ist, werde ich mich ganz befriedigt und heimisch hier fühlen.

Unsere schwarzen Mädchen.

1892.

Wie fremd und vielfach unsympathisch fühlt man sich berührt, wenn man plötzlich aus dem deutschen Leben ins afrikanische versetzt wird. Fremd wollte auch mir vieles, ja alles dünken, obwohl ich von Kindheit an in gar enger Beziehung zur Mission gestanden habe und glaubte, sehr eingehend vom Missionsleben Bescheid zu wissen. In der Nähe macht sich aber doch alles anders, als aus der Ferne gesehen. Man sagt den Frauen nach, daß sie weit mehr als die Männer an dem Altgewohnten hängen, und wenn sie in neue Verhältnisse versetzt werden, gern sagen: „Bei uns zu Hause war's aber so und so." Ich glaube, ausgesprochen habe ich das gerade nicht so oft, aber gedacht um so mehr, und wenn mein Mann gern bei den verschiedensten Anlässen sagt: „Es ist hier nicht wie zu Hause," denke ich stets: „Ach ja, leider ist's so." — Doch haben wir südafrikanischen Missionarsleute es in dieser Hinsicht noch sehr viel besser als die indischen und alle solche, welche unter dem Äquator wohnen in Sumatra, Borneo, Neu-Guinea 2c. Wir kleiden uns ganz europäisch, nur meist sommerlich, wir können ziemlich nach deutscher Weise essen, da die meisten heimatlichen Gemüse hier gedeihen. Wir haben auch nicht beständig heiße Zeit, wobei man so leicht erschlafft und arbeitsunfähig wird, sondern von Mai bis August haben wir eine kühle Zeit, wo man gern am

warmen Ofen sitzt und alle wärmenden Kleidungsstücke hervorholt. Wir haben auch nicht männliche Bedienung, wie das meist in Indien der Fall ist, sondern wir haben Mädchen zur Hülfe, und von diesen möchte ich heute etwas erzählen. –

Wenn man in Deutschland ein eben konfirmiertes Mädchen ins Haus nimmt, um sie in die Geheimnisse der Hausarbeit einzuführen, so erwartet man zunächst wenig Hülfe und seufzt vielleicht innerlich, daß man solch ein Kind nehmen mußte statt eines erwachsenen und gut angeführten Mädchens. Wir hier sind sogar im allgemeinen darauf angewiesen, Kinder von 10–12 Jahren ins Haus zu nehmen, welche, wenn sie einigermaßen gut einschlagen, auch bis zu ihrer Verheiratung im Hause des Missionars bleiben. Das geschieht hier aber schon vielfach mit 15–17 Jahren oder doch nicht viel später, und in jedem Fall haben die Mädchen in den Jahren für wenig anderes mehr Sinn. – Kurze Zeit, nachdem wir vor zwei Jahren hier angekommen waren, stellte sich eines Tages eine Christenfrau von der Station bei uns ein mit ihrem völlig nackten, kleinen Mädchen an der Hand und bat, daß wir die kleine Anna ins Haus nähmen und erzögen. Zehn Jahr sei sie gerade. Das Herz wollte mir schwer werden, sollte das eine Hülfe für mich sein? Doch mein Mann erklärte mir, man tue am besten, solch ein junges Kind zu nehmen, das sich noch leichter in unsere Gewohnheiten schicke und sich etwas sagen lasse als ein größeres, das um so länger die zügellose Freiheit der Hererokinder genossen und alle schlechten Gewohnheiten angenommen habe. Wir wagten es dann in Gottes Namen mit der kleinen Anna und haben es nicht bereut, denn für ihr Alter ist sie schon eine ziemliche Hülfe und recht anstellig. Sonst macht sie uns

freilich wenig Freude in ihrem Betragen, und ihre gleichaltrige Gefährtin Helene, die ein Jahr später zu uns kam, noch viel weniger.

Zuerst heißt's natürlich für die Missionarsfrau das nackte Mädchen zu kleiden, was sich dann sehr stolz und glücklich fühlt in dem Hemdchen und gedruckten Kleidchen gegenüber ihren Spielgefährten, die meist auch ganz nackt herumlaufen oder doch nur mit einem einzigen spärlichen Kleidungsstück versehen sind. Aber oft denkt die Hausfrau, hätte man doch das Kind nackt lassen können, denn wie sehen die Kleider schon am Ende des ersten Tages aus! So ist's aber auch jetzt noch, und man verzweifelt allmählich daran, daß man den Kindern ein klein wenig Reinlichkeitssinn beibringen kann. Es ist das freilich bei ihnen so natürlich, sind sie doch immer noch sehr sauber gegenüber den andern Kindern, ja auch den allermeisten großen Leuten, bei denen der Körper wie die Kleider höchst selten mit dem Wasser in Berührung kommen. Wie scheint uns das Wasser so unentbehrlich, aber der Herero kann eine Stunde weit von jeglichem Wasser wohnen, ohne es sonderlich zu entbehren. Sie sind ein Nomadenvolk, das mit seinen Viehherden wie einst Abraham im Lande hin und her zieht um Weide zu finden. Die bienenkorbartigen Hütten, in denen sie wohnen, sind leicht anderswo neu errichtet, der Hausrat macht keine Mühe des Transports. Sie leben fast nur von der Milch ihrer Herden und schlachten von Zeit zu Zeit einen Ochsen oder ein Schaf. Da gibt's nicht oft zu kochen. Dickmilch ist ihre Speise, ihr Trank ist auch sogar zuweilen ihr Waschwasser, wenn anderes fehlt und sie den großen Entschluß gefaßt haben, ihre Kleider oder ihre Hände einmal zu reinigen. Ein anderes Reinigungsmittel haben sie noch, was uns schrecklich

dünkt, bei ihnen aber sehr beliebt ist, nämlich Mist. Mit nassem Kuhmist schmieren sie sich ein und der trockene bildet hernach das Handtuch. So machen's die Heiden, die Christen doch nicht mehr so oft. Kürzlich sah ich gerade, wie eine Mutter ihr kleines Söhnlein auf diese Weise frisch machte. Unreinlich im höchsten Grade sind aber die Herero, und die Kinder wissen es auch nicht anders, da wird's ihnen natürlich unendlich schwer, sich in die Reinlichkeitsbegriffe der Weißen zu finden. Wir haben hier eine Christenfamilie, die sich vor allen anderen auszeichnet durch Versuche zur Ordnung und Sauberkeit. Wie fragen die Nachbarn aber auch: „Wozu braucht Ihr doch täglich ein ganzes Faß voll Wasser?" (Es ist nur ein kleines Fäßchen, das im Fluß gefüllt und an Lederriemen zur Wohnung gerollt wird.) Die Leute sollen, wenn sie bei uns Medizin holen, in ihren

Helene, Kathrine und Anna, Dienstmädchen in Otjosazu.

Näpfchen gleich das nötige Wasser mitbringen, aber wie schwer hält's, das durchzuführen! Immer die Antwort: „Wir haben kein Wasser." Und nun sollen unsere Mädchen sich selbst waschen, wöchentlich ihre Kleider, sollen Geschirre spülen, Fleisch und Gemüse waschen, das können sie doch gar so schwer fassen. Wozu nur soviel Umstände? Was tut es denn, ob eine Portion Schmutz mit in den Kochtopf kommt? Was hat's für Zweck, Töpfe und Schüsseln zu waschen? Man leckt sie eben aus, oder mag man's selbst nicht, so tut es der Hund ja mit Vergnügen. — Die Herero sind auch nicht verwöhnt mit Stühlen, sie sitzen oder hocken auf dem Boden, und unsere Kinder tun das natürlich auch. Daß solche Gewohnheit nicht beiträgt zur Reinhaltung der Kleider, kann jeder begreifen. Wenn sie nähen, setzen sie sich wohl auf einen hölzernen Fußschemel, aber im übrigen, auch beim Essen, nur platt auf den Boden. Wie wunderlich würde uns in Deutschland ein Holzhacker vorkommen, der platt auf der Erde sitzend seine Arbeit tut; oder gar erst eine Waschfrau, die neben ihrem Waschkübel auf dem Boden sitzt, die Beine lang ausgestreckt, so daß man sich hüten muß, darüber zu stolpern. Wie wenig Kraft man aber in solch bequemer Stellung zur Arbeit hat, könnt ihr verstehen. Aber anstrengen will sich auch hier niemand, und uns hält man für sehr dumm, daß wir's uns so sauer werden lassen. Was man in Deutschland als Hausfrauentugend rühmt, Liebe und Sinn für Ordnung und Reinlichkeit in allen Ecken, wird einem hier zu einem Hindernis des Einlebens. Man erschwert sich und seiner Umgebung das Leben, wenn man nicht vieles, vieles übersehen kann, und die schwarzen Kinder verlieren leicht jeden Mut zur Arbeit. Wenn ich wohl versucht habe, unsern und auch anderen großen Mädchen

zu erzählen, wie es in Deutschland zugeht, wie schön und sauber es dort in Zimmern und Küchen aussieht, wie die Mädchen selbst eine Freude daran haben, alles so blank und schmuck zu machen und zu erhalten, so daß die Hausfrau gar nichts darüber sagen muß, ja da schauten sie mich ganz grenzenlos verwundert an und dachten jedenfalls: „Das sollte uns auch einfallen, uns soviel Mühe zu machen." So gehört denn ein reiches Maß von Geduld und Liebe täglich dazu, um immer von neuem zu ermahnen und nicht mutlos zu werden. So ganz, ganz allmählich geht's ja auch etwas besser, und da ist es dann recht schade, wenn die Mädchen sich schon verheiraten, wenn sie gerade der Hausfrau eine Hülfe geworden sind. Immer muß man deshalb wieder junge Kinder hinzunehmen, um dieselben allmählich anzuleiten, sonst kann man in die allergrößte Verlegenheit kommen, daß man schließlich alle Arbeit allein tun muß, was in der heißen Zeit furchtbar angreift. — Die Herero kennen nichts von einem steten, fleißigen Arbeiten, sie haben ja auch nichts zu tun als nach ihrem Vieh zu sehen. Bei den Heiden ist die Arbeit sogar eine Schande, und wenn die Christen auch hören, daß die Heilige Schrift ganz das Gegenteil sagt, so kommen sie doch sehr schwer dazu, die Arbeit zu lieben und ihren Segen zu spüren. So scheint ihnen jegliche Hülfe, die sie uns leisten, z. B. im Garten, beim Holzhacken, so wichtig, daß sie nicht genug Bezahlung dafür zu fordern wissen, und es ist unsagbar wenig, was sie an einem Tag fertig bringen. Auch von unsern Mädchen können wir daher nicht ein flinkes und anhaltendes Arbeiten erwarten, obwohl sie ja durch die tägliche Übung allmählich etwas schneller werden.

Ungeschickt sind die Mädchen durchaus nicht, im Gegenteil muß ich oft denken, daß recht viele Kinder in

Deutschland so anstellig sein möchten. Sogar zum Kochen könnte ich sie heranziehen, wenn nicht die Unreinlichkeit das große Hindernis wäre und sodann die langen Finger, gegen die alles aufs sorgfältigste verwahrt und verschlossen werden muß. Weder die fertige Speise noch den Kaffee auf dem Herde kann ich eine Weile unbeobachtet lassen, ohne fürchten zu müssen, daß etwas daran fehlt. Das ist in den Augen der Herero auch gar nicht schlimm. Wenn wir vom Stehlen sprechen, so ist immer die Antwort: „Nein, ich hab's nur so genommen." — Ihr fragt vielleicht, worin denn die Arbeit unserer Mädchen besteht. Nun, sie ist noch vielseitig genug. Sie zünden das Feuer an, holen Holz und Wasser herbei, kehren die Stuben, wischen den Staub ab, putzen die Fenster, spülen das Geschirr und all dergleichen Sachen. Auch gibt's Korn auszulesen, den Mais von seinen Kolben abzuklopfen und hernach zu mahlen, Kürbis zu schälen für die tägliche Mittagskost der Leute. Vormittags gehen sie abwechselnd zur Schule. Anfangs ließ ich beide gehen, aber ich hielt die Arbeit nicht aus neben der vollständigen Wartung unseres kleinen Töchterleins. Anna kann auch die Kinderwäsche besorgen und Einfaches bügeln. Ihre eigenen Kleider müssen sie wöchentlich waschen ganz getrennt von unserer Wäsche. Gibt es nachmittags nichts anderes zu tun, so jäten sie wohl im Garten Unkraut aus, helfen begießen, oder sie lernen bei mir nähen. Ich möchte sie auch gerne anleiten, ihre Kleider selbst instand zu halten, nicht nur nach Hereroart zu flicken, d. h. kreuz und quer Lappen aufzusetzen. Unsere Mädchen werden vollständig von uns mit der nötigen Kleidung versehen, leider lernen sie dadurch nicht, dieselben etwas zu schonen, wie daheim die Mädchen, welche sie von ihrem Lohn bestreiten müssen. Da sie

wissen, wir lassen sie doch nicht in Lumpen gehen, was ihnen selbst auch gar nicht mal schlimm wäre, so kümmert es sie nicht, wie bald Neues nötig ist. Lohn erhalten sie nicht, Geld ist ja noch eine ziemlich unbekannte Sache hier. Sie werden wie Kinder gehalten, und wenn sie sich verheiraten, so erhalten sie Kühe und Ziegen in dem Wert, den ungefähr der Lohn der Jahre betragen würde, dazu etwa einen Kochtopf, einige Blechschüsseln, Löffel und dergl. Das ist ihnen dann viel wert für den Beginn ihres Haushalts. — Ich erzählte oben, daß Stühle für die Kinder überflüssig sind, ebenso sind es Betten. Auf den Fußboden wird ein Ochsenfell ausgebreitet, auf dem sie liegen und mit einigen zusammengenähten Ziegen- oder Schaffellen, welche weicher sind, decken sie sich zu. Weiter bedarf's nichts, auch kein Kopfkissen, sie schlafen ganz herrlich ohne Kissen, Matratzen und Decken. Wenn wir zuweilen abends etwas länger bei Tisch sitzen und die Mädchen in der dunkeln Küche warten, daß sie zur Andacht gerufen werden, geschieht es sehr häufig, daß sie einschlafen, da liegen sie auf dem harten, schmutzigen Boden lang ausgestreckt und schnarchen um die Wette. In den Wintermonaten lassen wir sie in der Küche schlafen, sonst haben sie ein kleines Stübchen auf dem Hofe für sich, wo auch ihre Kleiderkiste steht. Wird's nun aber erst heiß, so finden wir sie bei einem abendlichen Rundgang ums Haus gewiß vor ihrem Stübchen, statt darinnen zu liegen. Schuhe und Strümpfe brauchen sie auch nicht, doch sind sie froh um erstere, weil es hier ein Land der Dornen ist und das Gras so häßliche Stacheln hat, die selbst in die harten Hererofüße eindringen. Die Erwachsenen tragen meist Fellschuhe der einfachsten Art und zuweilen sind auch unsere Kinder so glücklich, solche von ihren Eltern zu erhalten, doch küm-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mern wir uns nicht darum. Ob sie nun barfuß laufen oder die weichen Fellschuhe anhaben, nie haben wir nötig zu sagen, wie das daheim so oft der Fall ist: „Geh doch etwas leiser," oder „Du trampelst wieder so." Das ist entschieden ein Vorteil. —

Nun zum Schluß noch ein wenig über die Sonntage unserer Mädchen. Es ist hier für mich dieselbe Not wie früher daheim, wenn ich ein ganz junges Dienstmädchen hatte, auf das ich mich nicht verlassen konnte und das, wenn ich es bei ihren Eltern glaubte, sich in schlechter Gesellschaft herumtrieb. Es versteht sich ja von selbst, daß Missionarsleute das Ihrige wenigstens tun, um die ihnen anvertrauten schwarzen Kinder vor den heidnischen Einflüssen zu schützen. Kommen sie nun aber zu den Ihren, oder überhaupt in die Werft, so finden sie stets Geschellschaften schwatzender Leute beisammen, Christen und Heiden, wo sie viel Schlechtes und Unflätiges zu sehen und zu hören bekommen. Ja, wenn auch nur Kinder beieinander sitzen, so sind schmutzige Geschichten das beliebte Thema. Es ist ein Jammer, daß die armen Menschen auch gar keinen Zugang zu edleren Freuden, als das beständige Schwatzen ist, haben. Man fühlt dabei recht, wie in der deutschen Heimat neben viel Bösem, leider! doch auch viel, viel Gutes geboten wird, was unsern Schwarzen so gänzlich fehlt. Ich denke an die Jünglings- und Jungfrauenvereine, an Vorträge, gesellige Zusammenkünfte und was es dergl. so vieles gibt. Vor allem kann jeder lesen, und eine Fülle guter, belehrender, erbauender, unterhaltender Bücher und Zeitschriften stehen allen zu Gebote. — Natürlich wird auch hier nach Kräften dafür gesorgt, daß die Leute lesen lernen, wenn auch die Bildung bei den meisten nicht höher kommt, sie sollen doch in ihrem Neuen Testament

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

forschen können und ihren Katechismus lernen. Die Kinder, welche von Jugend auf die Schule besuchen, bringen es ja auch zu einem mehr oder minder fertigen Lesen und Schreiben, aber wo Erwachsene erst beginnen zu lernen, kommen sie meist nicht mehr weit; überdies verlernen viele, besonders die Frauen ihr Lesen wieder durch mangelnde Übung. Durchschnittlich bleibt es ihnen eine Arbeit, statt daß es ihnen wie uns ein Genuß und eine Erholung ist, und wir müssen es als etwas Großes achten, wenn sie hie und da doch ihr Testament vornehmen und die weiter Geförderten in Bunyans Pilgerreise oder im Herzbüchlein lesen. Es gibt noch nicht viele Hererobücher, aber wie gesagt, es sind auch wenige Leute, die einen solchen Eifer aufs Lesen haben, daß sie nach einer größeren Auswahl von Büchern fragen. So ist es eigentlich ganz natürlich, daß sie so viel schwatzen, und der Stoff geht ihnen nie aus. — Wir sagten nun unsern Mädchen Sonntag mittags: „Ihr könnt zu euren Eltern gehen, aber ihr müßt bald wiederkommen." Ja, immer und immer wieder blieben sie stundenlang fort, bis die Glocke, welche zur Nachmittagskirche um 5 Uhr läutete, sie aufschreckte. Ich konnte es ihnen auch nicht so sehr übelnehmen, sie langweilten sich hier, und wenn ich ihnen keine Unterhaltung bot, so suchten sie eben die unerlaubte. Endlich hatte ich ein Mittel gefunden, sie ans Haus zu fesseln, nämlich mit Bilder zeigen, was sie leidenschaftlich gern mögen; ich tue es nur eine Stunde lang vor der Nachmittagskirche, aber wenn sie auch gleich nach Tisch etwas fortgehen, so treibt sie der Gedanke an die Bilder doch bald zurück, und sie bringen stets eine Reihe anderer Kinder mit. Leider ist mein großer Bildervorrat nun doch erschöpft, dann wird die alte Not wohl wieder angehen. Ich kann noch nicht

richtig erzählen in der Hererosprache, sonst bedürfte es ja nur weniger Bilder für einen Nachmittag, nur mit kurzen Worten kann ich sagen, was sie bedeuten, und daher geht's gar schnell mit dem Umblättern. Ich sehne mich unendlich, erst frei reden zu können, um überhaupt den Leuten näher zu treten. Auch unsern Kindern gegenüber fühle ich den Mangel schmerzlich. Wie anders ist es, wenn man in eingehender, freundlicher Weise zu ihnen reden kann, ihnen erzählen und sich erzählen lassend, als nur die nötigen Befehle und Anweisungen geben. Das hat etwas so Kaltes. Was könnte ich ihnen z. B. alles mitteilen aus der lieben deutschen Heimat. Freilich, ob sie es glauben würden? Das meiste geht eben weit über ihre Begriffe, das merke ich ja schon beim Bilderbesehen. Mit Gottes Hülfe wird es ja wohl nach und nach besser gehen mit meinem Sprechen. — Es ist so ziemlich die Hauptaufgabe der afrikanischen Missionarsfrau, diese Hauskinder zu erziehen, nach außen zu wirken ist uns fast unmöglich durch die viele, viele Arbeit im Hause. Doch dürfen wir schon dankbar genug sein, wenn der Herr seinen Segen gibt zu dieser Erziehung, daß die Kinder nicht nur äußerlich geschickt werden, sondern vor allem innerlich nicht leer bleiben und Christenkinder in der Tat werden, nicht bloß dem Namen nach. Nicht oft aber ist den Missionarsleuten solche Freude geschenkt; manchmal hofft man das Beste von einem Mädchen, und doch fällt es, sobald es zur Jungfrau heranreift, oder es verheiratet sich, und ihr Mann nimmt sie trotz der heiligsten Versprechungen, die er vorher dem Missionar gemacht hat, weg von der Station, um im Feld bei ihrem Vieh zu leben, entfernt von Gottes Wort und christlicher Ermahnung und Aufsicht. Wenige Jahre vergehen, so

kommen sie innerlich und äußerlich herunter, und mit tiefstem Schmerz sieht man später sogar solch eine Frau, die im Missionshaus erzogen ist, als eine Abgefallene, als nackte Heidin wieder. — Gottlob, nicht immer ist es so, und einige machen doch stets als treue Gemeindeglieder in gutem Wandel ihren Erziehern Freude. Es muß eben immer wieder auf Hoffnung gesäet werden, der Herr allein kann Segen und Gedeihen geben zu unserer Arbeit. Wir können es nicht ausrichten.

Ein Tag aus dem Leben einer afrikanischen Hausfrau.

1892.

Wollt ihr mich heute mal begleiten in meiner Arbeit? Die Uhr schlägt ½6; hell scheint schon die Oktobersonne durch die Spalten der Vorhänge. Eilig springe ich auf, um an die Arbeit zu gehen, und obwohl wenig erfrischt durch die Nachtruhe, wird mir das Aufstehen nicht sauer. Es ist schon recht heiß, so daß man am liebsten sein Bett ins Freie brächte. Dazu statten die Fledermäuse ihre nächtlichen Besuche ab, und obwohl eine Missionarsfrau gar nicht unrecht hatte, daß dieselben schöne Kühlung zufächeln, so habe ich's bisher nur zur Duldung dieser häßlichen Tiere bringen können, angenehm sind sie mir noch nicht geworden.

Die frühen Morgenstunden sind jetzt herrlich und eine wahre Erquickung nach der heißen Nacht. Könnte man sich nur draußen hinsetzen oder einen Spaziergang machen, um sie recht zu genießen! Aber es heißt sich tummeln, um allen Anforderungen, die schon die Morgenstunde macht, gerecht zu werden. Um so dankbarer freut man sich, daß es bei der frischen Morgenluft, die zu den weit geöffneten Fenstern hereinströmt, keine solche Qual ist zu arbeiten, wie in späteren Stunden.

Es ist heute besonders viel Arbeit, da Brot gebacken, geschlachtet und gebuttert werden muß. Wir sind

nicht in der glücklichen Lage, Milch, Butter, Brot, Fleisch kaufen zu können. Nicht immer trifft ja die Arbeit zusammen, aber es läßt sich oft nicht vermeiden. Morgen ist Waschtag, da würden jene Arbeiten erst recht hindernd sein.

Die schwarzen Kinder haben schon Feuer angezündet und die Küche gefegt, jetzt begibt sich Anna in die Wohnzimmer zum Kehren und Staubwischen, und ich besorge zunächst meine kleine Milchwirtschaft. Da wird die Dickemilch aus dem großen Flaschenkürbis zur Frühkost der Leute ausgegossen, Milch abgerahmt und eingefüllt, die frische Milch, die der Hirte gerade bringt, in die Schüsseln gefüllt. Kathrine steht vor der Tür und buttert. Zu meiner Freude gerät's bald damit, in der Hitze ist das oft eine rechte Not, und ich kann die Butter auswaschen. — Doch es heißt nun auch ans Brot denken. Schon vorher habe ich mich überzeugt, daß der am gestrigen Abend gerührte Sauerteig auch gut „gegangen" ist. Hefe haben wir natürlich nicht. Alles wird nun schnell bereit gestellt; der Herr Missionar muß den Bäcker spielen, da meine Kräfte zum Kneten des Brotes nicht ausreichen. Kathrine macht das Feuer im Backofen an, der an den Herd stößt. Da das Küchenfenster des Brotteiges wegen geschlossen bleiben muß, so entwickelt sich bald eine liebliche Hitze in diesem Raum. —

Der Hirte hat inzwischen einen Hammel herbeigeschleppt und auf dem Hofe geschlachtet, wobei die Mädchen das Tier halten müssen, was ihnen noch besonderes Vergnügen macht. Mein Mann muß dann helfen, dasselbe im Werkhause aufzuhängen und schneidet gleich Fleisch ab für die Mittagsmahlzeit, während er hernach das übrige durch Barmenitpulver vor dem schnellen Verderben zu schützen sucht.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Während wir so eifrig an der Arbeit sind, schlüpfen nacheinander vier schwarze, nackte Kinder in die Küche und begrüßen mich mit: „Morrow Juffrouw". Es sind die jüngeren Geschwister unserer Hausmädchen, die jeden Morgen etwas Dickmilch bekommen.

Endlich ist das Nötigste in der Küche geschehen, auch der Kaffee gemacht, und ich kann für mein kleines Töchterlein sorgen, das schon lange im Schlafzimmer nach der Mama weint. Sie wird gebadet und angekleidet, und trippelt nun um die Mama herum, weiß sie gründlich aufzuhalten, während diese die Betten auslegt und das Zimmer aufräumt.

Die Mädchen haben währenddessen das Milchgeschirr gespült und den Tisch gedeckt, so kommen wir um ½8 Uhr glücklich zur ersten kleinen Arbeitspause am Kaffeetisch. Aber lange dauert sie nicht, um ½9 Uhr beginnt die Schule. Erst wird Andacht gehalten. Morgens wird deutsch gelesen. Nun wird die Glocke zur Schule geläutet. Abwechselnd gehen die Mädchen hin, heute ist Anna an der Reihe. Diese eilt mit ihrem Lesebuch nun fort, Kathrine spült die Tassen und schmiert hernach ein oder zwei Zimmer mit dem Blut des geschlachteten Hammels, was ziemlich mühsam ist. Auch muß das Fett geschnitten und ausgebraten werden, dabei darf ich mich kaum entfernen, die Herero lieben das Fett zu sehr, um sich damit einzusalben und um es zu essen. Natürlich ist es nicht verborgen, wenn der Lehrer hat schlachten lassen, da finden sich im und ums Haus, an der Mauer und dahinter versteckt allerlei Leutchen ein, die sich selbst nehmen oder von unsern Mädchen heimlich zustecken lassen. Meist sehe ich mich genötigt, die Töpfe, in denen das Fett ausgebraten wird, zuzubinden. Von den Grieben verschenke ich hernach gerne, besonders den Kindern.

Ich habe inzwischen die Wäsche ausgesucht und eingeweicht und koche das Mittagessen, während Elisabethchen um mich herumspielt. Es fehlt auch außer jenen heimlichen Besuchern nicht an solchen, die mit allerlei Anliegen zu mir kommen.

Da tritt eine alte Frau in die Küche, ich kenne sie gut als eine der ärgsten Bettlerinnen. „Was willst du?" frage ich. „Nichts, ich bin nur so gekommen," ist die Antwort, damit setzt sie sich auf den Boden und sieht zu, was ich tue. Endlich meint sie: „Juffrouw, gib mir doch etwas zu essen." Ich schöpfe ihr ein wenig von dem bald gar gekochten Kürbisbrei aus dem Leutetopf auf und sie geht dann auch.

Da kommen zwei andere Heidenweiblein mit Holzbündeln, sie wollen Nadeln dafür kaufen, aber es müssen ganz dicke und große sein zum Nähen ihrer Fellkleidung. — Ich trete ins Wohnzimmer, da steht ein junger Bursche und sagt: „Juffrouw, gib mir einen Lappen, sieh, meine Hose ist zerrissen." Er fürchtet, daß er von meinem Mann zu einer Dienstleistung herangezogen wird, um sich den Lappen zu verdienen, darum kommt er jetzt, während mein Mann in der Schule ist. Nun, ich gebe ihm auch einen Blaudruckrest, mit dem er beglückt davongeht. Es kommt hier ja gar nicht darauf an, ob die Flicklappen zu dem Stoff passen oder nicht; die verschiedensten bunten Lappen auf braunen Hosen sehen herrlich aus. Kreuz und quer, schief und krumm werden Lappen aufgesetzt, von Einsetzen der Flicken haben sie natürlich keinen Begriff. Jetzt fällt mir's schon gar nicht mehr auf, während ich mich anfangs oft darüber aufhielt. Nach einer Weile kommt ein junges Mädchen, sie bittet um Knöpfe für ein Kleid. In dieser Art geht's Tag für Tag, für alle möglichen Wünsche und Bedürfnisse ihrer-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

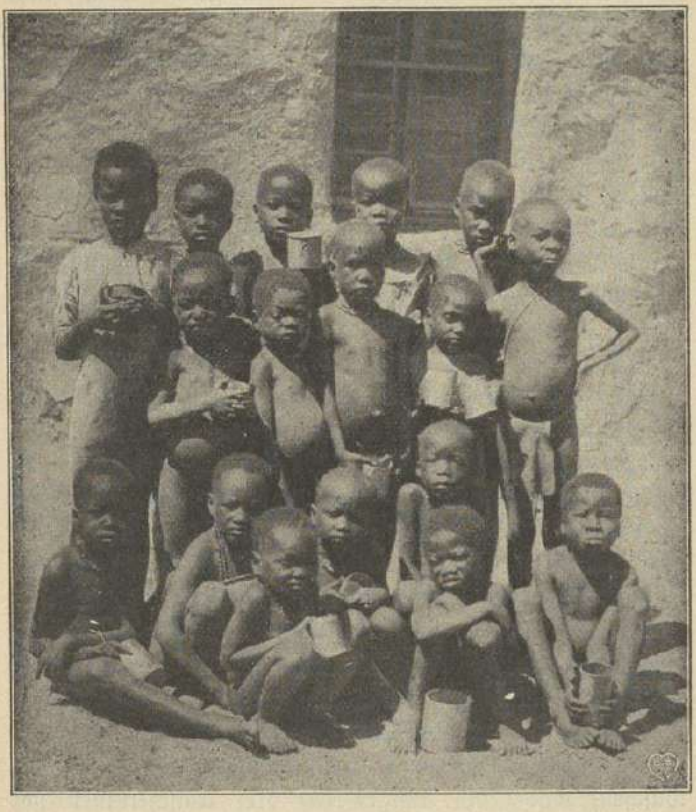
seits sollen wir aufkommen. Wenn man oft nicht weiß mit der Arbeit durchzukommen, will's manchmal schwer werden, geduldig und freundlich zu bleiben. Ja, kämen die Leute mit Fragen nach Gottes Wort, mit Bitten um Unterweisung, mit Verlangen von Jesu zu hören, wie gerne ließen wir alle Arbeit liegen, um uns ihnen zu widmen. Aber wie selten haben wir die Freude. Die Herero sind viel zu satt, von Hunger und Durst nach Gottes Wort wissen sie gar wenig, um so mehr nach irdischer Speise.

Jetzt gerade ist hier Hungerszeit, von Mai bis Ende Oktober, wo die Kornernte beginnt. Die Kinder haben oft nichts anderes zu essen als Feldzwiebelchen und Baumharz, oder was sie sonst im öden Feld finden. So koche ich seit Pfingsten immer einen Topf voll Kürbis extra für die Schulkinder. Das Kochen selbst ist aber weit geringere Arbeit, als das Austeilen der Kost, denn allen 50—60 Kindern kann ich doch nicht täglich geben, es muß also immer eine Auswahl getroffen werden; eine bestimmte Reihenfolge läßt sich auch nicht festhalten, da sie der Hunger immer wieder treibt, ihr Heil bei mir zu versuchen. „Juffrouw, gib mir ein wenig Kost, ich habe so Hunger." Man sieht's ihren hohlwangigen Gesichtern auch an, daß sie sehr hungrig sind, da ist mir's immer so schwer, sie wegzuschicken, und ich sehe nach, ob noch irgendwelche Reste in der Speisekammer sind, ob etwas von der Leutekost übrig bleibt, oder ich verteile so, daß doch auf jedes ein klein wenig kommt. Für einige Löffel voll sind sie ja schon dankbar.

Alles, was sich an Näpfchen, Blechdeckeln usw. im Hause fand, habe ich für diese mittäglichen Mahlzeiten zusammengesucht, aber so viele Löffel habe ich nicht, nur die Großen bekommen solche, die Kleinen suchen sich ein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Stückchen Holz oder nehmen einfach die Finger dazu. Heute bin ich wieder recht aufgehalten worden durch meine Besuche. Da heißt's jetzt doppelt fleißig sein, da-



Hungernde Kinder.

mit das Essen rechtzeitig fertig ist. Die Mädchen sind mir leider nicht die geringste Hülfe beim Kochen, nicht mal nach dem Feuer sehen sie, wenn ich nicht beständig erinnere.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Schule geht aus, schon höre ich die wilde Schar mit Rufen und Schreien, aber anständig und ruhig kommen die Kinder doch in die Küche, wissend, daß sie sonst gleich weggeschickt werden. Nachdem sie befriedigt sind, ziehen sie ab; jedes sagt: „Ich danke, Juffrouw." Das haben sie erst bei mir gelernt, es kostete keine kleine Mühe, da sie es gar nicht gewohnt waren, ebenso das Grüßen beim Kommen und Gehen, aber ich sagte einfach: „Wenn du nicht danken kannst, bekommst du auch nichts!" und führte das streng durch, da lernten sie es aber, und wo sie mich sehen, grüßen sie mich auch.

Auch unser Tisch ist inzwischen gedeckt, ich fülle die Kost auf, und nun könnten auch wir unsere Mahlzeit halten, aber todmüde von der anstrengenden Morgenarbeit in der Hitze schmeckt es uns selten, manchmal bringen wir kaum die Suppe herunter; unberührt trage ich die übrigen Speisen wieder hinaus. Könnten wir nun wenigstens eine Ruhestunde halten! Doch es gibt immer so viel Störung, daß wir nicht darauf rechnen können. Die Mädchen sollten das Geschirr waschen, aber wenn wir nicht dabeibleiben, denken sie nicht daran, etwas zu tun, laufen fort, mit anderen Mädchen zu schwatzen.

Um 3 Uhr kommt die Waschfrau, um die Wäsche einzuseifen, damit dieselbe über Nacht in der Lauge „schlafen" kann, wie die Leute sagen. Auch die Mädchen waschen heute ihre Kleider, verstehen es an je einem Kleid, einem Hemd und zwei Schürzen bis 6 Uhr zu waschen, wobei die Zungen der drei Wäscherinnen sich fleißiger regen, als die Hände. Ich nähe, flicke und stopfe derweilen so viel es geben will, bei der Beaufsichtigung und Unterhaltung des lebhaften Töchterleins, das schon voll dummer Streiche ist. Wenn es kühler wird, wenigstens etwas Schatten hinter dem Hause ist, setze ich

mich hinaus mit dem Kind und freue mich, die bis vor kurzem so überaus kahle, öde Gegend im ersten Frühlingsschmucke zu sehen; alle die Dornsträucher, welche die Fläche bedecken, haben ein zartgrünes Gewand angelegt, o wie tut das den Augen so wohl. Dazu blühen die Reseda und Oleander in den Kasten am Hause und verbreiten herrlichen Duft. Hier in der Wüste lernt man sich auch am Kleinsten freuen. Die Sonne neigt sich, und der Himmel färbt sich wunderbar schön, wie ich es in Deutschland kaum je gesehen habe. Hat die Erde hier nicht viel Schönes, um so herrlicher ist die Farbenpracht dort oben und hernach die Klarheit der Sterne. Es fällt mir schwer, nun wieder ins Haus und in die Küche zu müssen, doch wer soll für das Abendessen sorgen, wenn ich nicht danach sehe. Wollte ich auch selbst darauf verzichten, so sind die Leute doch nicht gleicher Meinung. Mehl- oder Maisbrei wird gekocht für die Mädchen, den Hirten und wer gerade bei uns arbeitet, sehr oft ist auch ein Bote zu beköstigen, der von einer anderen Station Botschaft bringt. Nie darf ich knapp kochen. Die Milch will wieder besorgt werden, dann kommt die Kleine ins Bett, und wir essen unser einfaches Butterbrot zur Tasse Tee. Zuweilen sitzen wir dabei etwas länger, da es die einzige Gelegenheit zu gemütlicher Zwiesprache ist, doch erinnere ich bald an die Mädchen in der Küche, die inzwischen einschlafen, und so werden sie zur Andacht herangerufen, die abends in herero gehalten wird. Das Vaterunser zum Schluß sprechen wir alle zusammen.

Es ist acht oder halb neun Uhr geworden, nun beginnen meine Mußestunden, die ich zum Lesen, Lernen und Schreiben benutze, wenn die Kraft nur halbwegs noch reichen will. In der Unruhe der Tagesarbeit

komme ich nicht dazu, und doch ist es einem so nötig, weil man ja ohne jegliche Anregung von außen bleibt.

Es ist mir gar nicht leicht geworden, mich an diese Art des Lebens zu gewöhnen, das so unendlich verschieden von meinem früheren ist. Die Sehnsucht nach mehr geistiger Tätigkeit ist noch immer sehr groß. Ich denke dann aber eines Wortes meines seligen Vaters: „Um glücklich zu sein, kommt es nicht darauf an, wo wir sind, sondern wie wir sind, nicht darauf, was wir tun, sondern, wie wir's tun." Tun wir jede Arbeit, sei es auch die geringste, stets im Blick auf den Herrn, der sie uns gegeben hat, der uns an unsern Platz gestellt hat, so kann sie nie zu gering sein. Treue fordert der Herr, nicht große Dinge; was können wir Besseres wünschen, als daß der Herr einst zu uns sagen kann: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude!" —

Zu Besuch bei lieben Missionsgeschwistern.

1893.

Mehrere Jahre bin ich nun schon in Hereroland und hatte noch nie Gelegenheit, über die allernächste Umgebung unsers Dorfes zu kommen. Wenn man kleine Kinder hat, die man natürlich nicht bei den Eingeborenen daheim lassen kann, ist das Reisen im Ochsenwagen eben kein Vergnügen. Nun sollte aber die Jahreskonferenz der Herero-Missionare auf unserer Nachbarstation Okahandja stattfinden, und mein Mann meinte, dahin könne ich doch wohl mit den Kindern reisen ohne allzugroße Nöte. Ich sehnte mich selbst zu sehr, einmal herauszukommen und mich geistig zu erfrischen im Verkehr mit andern Missionsleuten, als daß ich nicht einverstanden gewesen wäre.

Freilich war die Mühe der Vorbereitungen und dann der Fahrt selbst doch noch so groß, daß ich schließlich lieber daheim geblieben wäre. Aber nun waren wir unterwegs; ein Umkehren gab's nicht, also mutig vorwärts.

Zu Pferd ist Okahandja in 3—4 Stunden zu erreichen; mit dem Ochsenwagen braucht man einen ganzen Tag von unserer Station aus. Außer unsern drei Wagenleuten und einem schwarzen Evangelisten nahmen wir auch unsere beiden kleinen Dienstmädchen mit. Eine Kuh mit ihrem Kalb durfte nicht fehlen, denn wo hätte ich sonst Milch für unsere Kinder hernehmen sollen? Auch

einige Hammel als Schlachtvieh für unsere Leute mußten mit — es war ein großartiger Auszug im Vergleich zu dem nahen Ziel und dem kurzen Fortsein, und doch ging es nicht anders. Die Missionare sind wohl die Gäste ihrer lieben Wirte, aber für ihre Dienstleute müssen sie selbst sorgen.

In Okahandja ist außer dem alten Missionshaus noch das neue Lehrerseminar, das Augustinum. So fehlte es nicht, wie sonst wohl auf anderen Stationen, an Raum zum Beherbergen. Sehr schade war's, daß die beiden Häuser ziemlich weit auseinander liegen, und der Weg ist obendrein sehr mühsam durch den tiefen Sand. Dadurch konnten die Frauen nicht viel zusammen sein, wie ich doch so sehr gehofft hatte. Wir wohnten im Augustinum bei Geschwister D. mit mehreren einzelnen Herren und der Familie B.

Nur ein einziges Mal war ich in den zehn Tagen unsers dortigen Aufenthalts im alten Missionshaus bei Geschwister D. und ihren Gästen. Um so mehr hielten Schwester B. und ich zusammen. Wenn wir nicht unserer lieben Wirtin etwas helfen konnten, saßen wir gerne an einem schattigen Plätzchen beim Hause mit der Handarbeit, während unsere Kinder um uns herum spielten. Jetzt im August, wo es hier Frühling wird, konnte man auch bei Tage draußen sitzen, was in den heißen Monaten gar nicht zu tun ist. Da weilt man nicht länger als irgend nötig ist im Freien. Wie oft fand ich 40° Reaumur schon um 10 Uhr vormittags in der Sonne. Auch jetzt sucht man den Schatten auf, aber es ist doch erquicklich, draußen sitzen zu können.

Unsere Herren hatten den ganzen Tag ihre Sitzungen und ernsten Beratungen im Schulzimmer des Augustinums. Wir sahen sie fast nur bei den Mahlzeiten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Unsere liebe Wirtin war natürlich den ganzen Tag durch häusliche Arbeit so in Anspruch genommen, daß sie sich ihren Gästen wenig widmen konnte. Einmal wurde es sogar Mitternacht, ehe sie das Brot aus dem Backofen holte, das sie auch allein für alle ihre Gäste geknetet hatte. Leute waren genug in der Küche, aber kein einziger selbständig denkender oder handelnder Mensch. Daß die Herero im besten Fall die ihnen aufgetragene Arbeit ausführen, ist das höchste, was man erwarten kann, aber durchaus nicht, daß sie überlegen: dies und das ist noch zu tun, die Juffrouw hat jetzt so viel Arbeit; wir wollen doch recht fleißig sein und tüchtig helfen. So weit gingen die Gedanken der schwarzen Mägdlein nicht; sobald die Missionarin die Küche verließ, sprangen auch sie hinaus. Es gab draußen jetzt so viel Interessantes zu hören und zu schwatzen bei all den schwarzen und weißen Gästen. Auf dem großen Platz hinter dem Hause standen alle Wagen der Gäste, und die Wagenleute, Dienstboten und was sich sonst noch alles dazu gesellte, hockten da in malerischen Gruppen; wie sollten die Hausmädchen nicht auch lieber dort als in der Küche sein?

Wie mußte man die liebe Hausmutter bewundern! Immer freundlich, immer ruhig rief sie die Mädchen wieder herein. Nie schalt sie, nie wurde sie ungeduldig, unverdrossen arbeitete sie selbst immerzu und gewährte nach Möglichkeit den Mädchen Freiheit und Vergnügen.

Und dann dies Aus- und Eingehen der Leute von nah und fern, teils zum Grüßen, aber noch vielmehr mit allerlei Anliegen, ganz besonders um Kost. Da waren arme, verkommene Menschen, die Tag für Tag im Hausgang lagerten und nicht wichen, bis sie etwas Speise erhielten. Da kamen die Leute von dem benachbarten

Filial Ozona; alle passierten das Augustinum und erwarteten außer Kost auch noch Unterhaltung und Eingehen auf allerlei Kleider- und andere Wünsche. Es kamen die Evangelisten und Lehrer; die Seminaristen, ihre Pflegesöhne, hatten täglich bei der Hausmutter Verschiedenes zu bitten. Die großen Herren stellten sich auch ein: der Onkel des Königs, Kavizeri, ein alter, schlauer Heide, genehmigte gütigst fast täglich einen Becher Kaffee mit Butterbrot. König Samuel selbst verfehlte nicht, seinen Besuch abzustatten, wobei ihm vielleicht der angebotene Kaffee das Wichtigste war. Sonntags ließ er auch um „etwas Sonntagskost" bitten, welche die gute Missionarin vom eigenen Tisch schickte.

Bei diesen fortwährenden Störungen allen und allem gerecht zu werden, stets klar und besonnen zu bleiben, das war wirklich keine Kleinigkeit. Aber viel größer war es noch, daß sie auch den unverschämtesten Leuten gegenüber immer liebreich, freundlich blieb und wohl nie eine Bitte verweigerte, mochte sie noch so ungelegen kommen. Sie hätte Grund genug gehabt, zu sagen: „Jetzt habe ich wirklich keine Zeit für euch." Statt dessen widmeten sie sich den Schwarzen mehr als ihren weißen Gästen, zu denen sie ihr Herz doch zog. „Gott hat uns nun mal unter diese Leute gestellt, so müssen wir auch stets für sie bereit sein," war ihre Antwort auf etwaige Einwendungen unsererseits. Schwester V. ist die „Mutter" der Herero mehr, als wohl irgend eine andere Missionarsfrau im Lande.

Die Tage eilten schnell dahin, es war schönes Wetter, die Kinder konnten viel draußen sein, da begann es plötzlich für diese Jahreszeit (August) ganz unerwartet Freitag Nacht zu regnen und regnete weiter bis Sonntag morgen und das nicht nur draußen, nein, im Hause selbst

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Missionsgeschwister.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auch. Die weißen Ameisen hatten ihr Wesen in dem Dach der nicht mit Kalk bedeckten Wohnräume so gründlich gehabt, daß ihre Bewohner die Flucht ergreifen mußten.

Schon Samstag früh berichteten Geschwister B. von ihrem nächtlichen Hin- und Herrücken der Betten. Vormittags fingen auch wir an, alles, was an Schüsseln und Gefäßen bei uns aufzutreiben war, auf Betten und Tische zu stellen. Mittags wußte ich nicht, meine Kleinen zum Schlaf niederzulegen. Ich versuchte es, unser Töchterchen in ihr Gitterbett zu legen und breitete einen Teppich darüber, aber bald fielen auch dicke Tropfen auf ihr Gesicht, so daß sie mit entsetztem „Mama, Mama!" wieder auffuhr und ich sie ins trockene Eßzimmer bringen mußte, wo aber auch B.'s Kinder Unterkunft suchten.

Das war ein ungemütlicher Tag! In der Heimat empfindet man an solchen Regentagen oft ganz besonders die Gemütlichkeit im Zimmer, aber davon ist hier nie die Rede. Besonders die Kinder, die nichts verstehen von stillem Spielen im Hause, die beständig hinausstreben, machen dann rechte Not. Ehe wir's uns versahen, waren die kleinen B.'s draußen, unser Töchterchen ihnen nach, und da sprangen sie munter in den Wasserlachen herum.

„Kinder, ich habe ja nichts mehr für euch anzuziehen," jammerte Schwester B. Ja, das war auch für mich eine große Not; nirgends war eine Möglichkeit, die nasse Kinderwäsche zu trocknen.

Am selben Abend war die Vorbereitungsfeier für das heilige Abendmahl. Es war kein geringes Unternehmen, den weiten Weg vom Augustinum zur Kirche, die jenseits des Flusses liegt, zu machen. Den einzigen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Schirm, der im Hause zu finden war, benutzte Schwester V. Die Herren hüllten sich in Schlafröcke und sonstige interessante Kostüme, um nicht durchnäßt zu werden. Schwester B. und ich blieben unserer Kinder wegen zurück.

Da das Tropfen in den Zimmern gegen Abend etwas nachgelassen hatte, versuchten wir es, uns in unsern Betten zur Ruhe zu legen, aber gegen 3 Uhr ging es tropf, tropf bei uns. Kaum hatten wir die Kinder ins anstoßende Eßzimmer geflüchtet, da wurde es auch schon so schlimm, daß wir tüchtig naß wurden beim weiteren Ausräumen der Betten und Kleider. Diese letzteren waren teilweise im Nu schon an der Wand durchnäßt worden; wir konnten nicht genug eilen, alles hinaus zu schaffen. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Doch hatten wir es noch besser als B.'s, die in das Schulzimmer geflüchtet waren, aber dabei in dem Regen mit Kindern, Betten und allen Sachen über den Hof mußten.

Und in der Küche sah es aus! Große Wasserpfützen standen da; Bretter waren gelegt, um nur gehen zu können. Auf den Herd regnete es durchs Dach dermaßen, daß die arme Hausfrau kaum wußte, Kaffee und Milch zu kochen, und einen Regenschirm nötig gehabt hätte, so naß wurde sie bei ihrem Wirtschaften hier und in den andern Wirtschaftsräumen. Vergeblich bemühte sie sich, wenigstens ihre Mehl-, Reis-, Kaffee- und Zuckersäcke vor der Nässe zu schützen.

Und das war Sonntag und sogar Abendmahlssonntag! Gottlob hörte es nun allmählich auf zu regnen, so daß die übrigen Hausbewohner alle zur Kirche konnten. Für mich war aber kein Gedanke mitzugehen, wegen meiner Kindlein, die sich sehr erkältet hatten durch diese nassen Tage und gestörten Nächte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wie Sonntags vorher, so sollten auch heute alle Geschwister bei Missionar D.'s essen, die dicht an der Kirche wohnen, und den Nachmittag dort bleiben. Es hielt sehr schwer, die gute Hausmutter zu überzeugen, daß ich mir heute ein kleines Mittagsmahl allein kochen könne, und sie meinetwegen durchaus nicht nach der Kirche wieder kommen dürfe.

So blieb ich ganz allein mit unsern Kindern zurück, denn die Eingeborenen waren auch alle zur Kirche. Ich hatte lange zu tun, bis ich mir wegen des nassen Holzes nur einige Reste zu Mittag aufgewärmt hatte. Wie froh war ich für die liebe Hausfrau, daß sie heute nicht für so viele Menschen zu kochen hatte, sie würde auch schwerlich ein größeres Essen zustande gebracht haben. Nur für ihre Dienstleute stand ein großer Topf mit Reis auf, der im Verlauf von fünf Stunden wirklich gar wurde.

Natürlich war es mir recht traurig, daß ich nun weder an der Abendmahlsfeier teilnehmen, noch nachmittags dem deutschen Gottesdienst beiwohnen konnte. Die Kleinen waren verdrießlich, ans Zimmer gebannt zu sein; so war's ein trübseliger Tag. Die Nacht mußten wir nochmal auf dem Fußboden des Eßzimmers kampieren; im Schlafzimmer war es zu feucht.

Montag morgen schien die helle, afrikanische Sonne wieder; mit Freuden wurde sie begrüßt. Fenster und Türen wurden weit geöffnet, damit es in den Zimmern trocknen konnte. Die nasse Wäsche, die feuchten Kleider wurden draußen aufgehängt.

Aber wie sah es in unserm Wagen aus! Wir hatten ein neues Zelttuch darauf, das noch nicht geölt war. Wohl aus dem Grunde war der Regen so hineingedrungen, daß unser übriges Bettzeug, z. B. drei auf-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

einanderliegende Matratzenstücke durch und durch naß waren. In der heißen Sonne trocknete alles bis zum Abend. Wir dankten Gott, daß wir bei dem Regen nicht gerade unterwegs waren; wir hätten uns den Tod holen können.

Dienstags reisten wir wie die meisten Missionare wieder ab. Soviel Freude und Erfrischung, wie ich vorher gehofft, hatte ich von dieser Reise nicht gehabt, aber doch war ich sehr froh, mit in Okahandja gewesen zu sein. Schwester V.'s aufopfernde Liebe und Güte gegen die Eingeborenen hatten mir einen tiefen Eindruck hinterlassen. So wie sie möchte ich lernen, die Herero zu lieben und so geduldig wie sie zu werden.

Und als es nun wieder unserer Station Otjosazu zuging, konnte ich fröhlich zu meinem Mann sagen: „Ich freue mich, nach Hause zu kommen." Sonst war mir das „Zu Hause" noch Deutschland gewesen. Jetzt aber wird mir Hereroland immer mehr zur Heimat. —

Eine christliche Hochzeit im Hereroland.

1896.

Vor einigen Jahren hatten wir einen jungen Lehrer, ich will ihn Sebulon nennen. Er kam frisch vom Okahandjaer Seminar und sollte hier die erste Probe seiner Lehr- und Erziehungskunst abgeben. Er bestand dieselbe nicht sehr rühmlich, sondern zeigte seinen Eifer in der Schule ganz besonders beim Schlagen der Kinder. Gewiß werden dieselben das verdient haben, aber weder sie noch ihre Eltern wollten das einsehen. Täglich hatte man das Geheul der Geschlagenen mit anzuhören, und immer wieder hatte mein Mann zu vermitteln zwischen dem Lehrer und den Eltern, welche durchaus nicht zugeben wollten, daß ihre Lieblinge gestraft wurden.

Als nach Jahresfrist ein anderer Lehrer zu haben war, wurde Sebulon darum auf eine andere Missionsstation versetzt, wo er die Kinder der Bergdamra zu unterrichten hat. Diese sind ein von den Herero unterjochter Volksstamm, ihre Knechte und Sklaven, ganz rechtlos früher und tief verachtet. Die Mission findet bei diesem armen Volke weit besseren Eingang als bei ihren stolzen Hereroherren.

Es scheint, daß die Bergdamrakinder, gewöhnt an harte Behandlung, sich auch aus ihres neuen Lehrers Schlägen nicht so viel machten wie die Hererokinder. Jedenfalls hörte man dort keine Klage über ihn.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es wird stets gewünscht, daß die jungen Lehrer sich bald verheiraten, und Sebulon war auch ermahnt worden, sich rasch nach einer Frau umzusehen. Schon während seines hiesigen Aufenthalts hatte er sich redlich bemüht, dem Wunsch seiner Vorgesetzten nachzukommen. Schien sich hier oder dort für ihn eine Aussicht aufzutun, so mußte er natürlich Urlaub zu seiner Brautfahrt haben. Merkwürdigerweise konnte er nie die Ferienzeit dazu benutzen, hatte aber der Schulunterricht begonnen, so mußte er für einige Wochen fort. Mein Mann übernahm indessen seine Stelle in der Schule, und es herrschte solange wenigstens Frieden darinnen.

Sebulon hatte aber entschieden Pech mit seinen Bewerbungen, immer, wenn er irgendwo seiner Sache ganz sicher zu sein glaubte, zerschlug sich dieselbe wieder. Woran es eigentlich lag, verstanden wir nicht. Es war sonst kein übler Mensch, stattlich von Gestalt, hatte als Lehrer auch Ansehen, wenn er auch nicht von reicher Herkunft war. Ein volles Jahr war er nun schon in seiner neuen Stellung, aber eine Frau hatte er noch immer nicht gefunden; wir bedauerten ihn recht.

Unsere Überraschung war nun recht groß, als wir plötzlich hörten, Sebulon werde Karoline, ein Mädchen unserer Gemeinde, heiraten. „Dies Kind soll schon verheiratet werden?" sagten wir. Karoline war ja noch ein Schulmädchen, eine von denen, mit welchen Sebulon sich früher herumgeschlagen hatte. Es kam uns sehr wunderlich vor. Als ich sie kürzlich gesehen, lief sie noch im kurzen Kleid und mit unbedecktem Kopf herum. Doch nun zeigte sich mir freilich ein völlig geändertes Bild. Im langen Kleid, den schwarzen Wollkopf mit dem fest umgeschlungenen Kopftuch bedeckt, sah sie plötzlich ganz

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erwachsen aus, besonders, da sie ziemlich lang ist. Das Kopftuch ist das Zeichen der Erwachsenen.

Wenn ein Mann sich um ein Mädchen bewirbt, so pflegt er ihr auch ein Kopftuch zu senden. Nimmt sie es an, so willigt sie in seine Bewerbung, will sie nichts von ihm wissen, so schickt sie es ihm zurück. Vielleicht war Sebulons Kopftuch nun das erste, was Karoline überhaupt trug.

Nach dem Taufregister fanden wir, daß Karoline doch schon 16 Jahr alt sei, das ist für hiesige Begriffe nicht zu früh zum Heiraten. Die Kinder verlassen im allgemeinen die Schule erst mit der Konfirmation; Karoline gehörte nicht zu den Fleißigen und war deshalb auch bisher zurückgestellt, doch sollten gerade in dieser Zeit eine Anzahl Mädchen (auch zwei junge Frauen) konfirmiert werden. In die Schule kam Karoline natürlich jetzt nicht mehr, nur zum Konfirmationsunterricht.

In dieser Zeit kam als Einlage ein offenes Briefchen des Bräutigams an seine Schwiegermutter in meines Mannes Hände. Als Probe hiesigen Briefstils gebe ich es in der Übersetzung: „An Franziska, die Mutter meiner Geliebten. Ich schicke Dir hier zwei Röllchen Garn und grüße Euch und bin Euer Mister Sebulon. Amen. An die geehrte Frau Franziska." (Die Schullehrer werden hier Mister genannt.)

Wieviel von Liebe die Rede ist bei den Verlobungen unserer Schwarzen, kann ich leider nicht berichten; wir merken nichts davon. Im ganzen scheint es für unsere Begriffe sehr nüchtern herzugehn und auch bei den Christen mehr davon die Rede zu sein, ob die beiderseitigen Familien nach Abkunft und Besitztum zusammen passen, als von etwaiger Neigung der jungen Leute. Ob die Herero einer innigen Herzensneigung überhaupt fähig

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sind, ist wohl sehr fraglich, ein Gernhaben scheint mir das höchste, wovon man hier sprechen kann. Jedenfalls ist es etwas Großes, daß in den christlichen Gemeinden nicht mehr von gezwungenen Verbindungen die Rede ist, wie bei den Heiden.

Wir haben in unsern Hererogemeinden die schöne Sitte, daß eine Verlobung erst vollgültig wird, wenn sie vom Missionar im Beisein der Brauteltern und den Ältesten der Gemeinde feierlich bestätigt ist. Vorher hat sie noch nicht viel auf sich, und wir hatten daher auch von Sebulons und Karolinens Verlobung keine Notiz genommen. Erst etwa zwei Monate später wurde uns diese gemeldet, mit der Bitte um sehr beschleunigte Hochzeit.

Sebulon hatte schon gleich den Ochsenwagen mitgebracht, in dem er seine junge Frau heimführen wollte. Derselbe war natürlich geliehen, und die Ochsen auch; lange konnte er dieselben doch nicht behalten. Überdies hatte ihm sein Stationsmissionar ans Herz gelegt, nicht wieder wochenlang den Schuldienst zu versäumen. „Ja, ich kann dir doch nicht helfen," sagte mein Mann. „Wenn ich euch an zwei, statt an drei Sonntagen aufbiete, so ist es das äußerste, was ich für dich tun kann. Kommt heute nachmittag zur Verlobung zu mir und morgen kehrst du zurück und hältst Schule für die beiden folgenden Wochen. Deine Braut kann doch nicht unmittelbar vor der Konfirmation heiraten und fortziehen." Er ließ sich sagen. Das Brautpaar, Karolinens Eltern, Sebulons Vater, der mit ihm gekommen war, und unsere beiden Ältesten versammelten sich im Studierzimmer meines Mannes, von dem dann die öffentliche Verlobung geschlossen wurde. Die Braut kommt bei dieser Gelegenheit immer mit dicht verhülltem Kopf und Gesicht, wird

von einer Freundin geführt, ja gezerrt, denn es muß den Anschein haben, als sträube sie sich sehr. — Nun ist sie erst erklärte Braut und geht von jetzt ab bis zur Hochzeit mit einem großen Tuch um den Kopf, was ich mir bei der Hitze unerträglich denke, aber es gehört zur Sitte.

Am zweitfolgenden Sonntag fand die Konfirmation statt, und das Brautpaar wurde zum zweiten und letztenmal aufgeboten. Sonst pflegt die Braut bei den Aufgeboten nicht zur Kirche zu kommen; diesmal ließ es sich nicht vermeiden.

Dienstag rückte der Bräutigam fröhlich wieder ein, den Brautschatz mitbringend, bestehend in einer jungen Kuh, zwei Ochsen und zwei Schafen. Hat der Bräutigam nicht selbst so viel Vieh, so muß er es sich erst zusammenbetteln bei Verwandten und Freunden, wodurch oft monatelange Bettelreisen nötig werden. Wie und wo Sebulon das Vieh aufgetrieben hatte, erfuhren wir nicht. Er hoffte, nun bald am Ziel seiner Wünsche zu sein, aber, o weh! armer Sebulon! Dem gestrengen Schwiegervater dünken die beiden Schafe nicht groß genug. Alles Bitten und Flehen, doch mit diesen vorlieb zu nehmen, nützte nichts, und statt Hochzeit zu machen, mußte der arme Mensch abermals zurück. Ob er bessere Tiere aufzutreiben suchte, oder die ersten zur nötigen Größe wollte heranwachsen lassen, wußten wir nicht. Alles schwieg still von der Hochzeit. Wie mochte es in Karolinens Herzen aussehen? Nach ihrem Aussehen war sie trübselig gestimmt. Durch den Aufschub konnte sie nun aber mit ihren Mitkonfirmanden am folgenden Sonntag an der Feier des heiligen Abendmahls teilnehmen. Ich mußte denken, ob sie wohl mit ganzem Herzen dabei

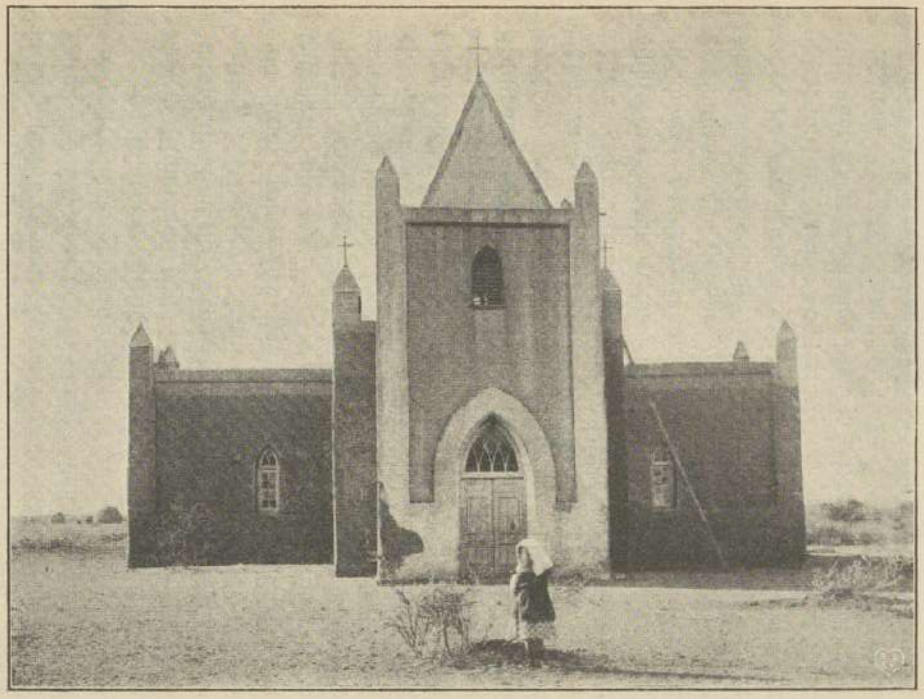
sei oder ob nicht ihre Gedanken mehr bei der bevorstehenden Verheiratung verweilten.

Zwei Tage später kehrte der Bräutigam wieder zurück, aber der neue Hammel fand noch weniger den Beifall des Schwiegervaters, lieber wollte er sich dann mit dem erstgebrachten begnügen.

Am folgenden Mittag kommt der Älteste Elieser zu meinem Mann und sagt, die Trauung könne wohl nachmittags stattfinden. Sebulon sei freilich nochmal fortgeritten, um irgendwo Kaffee zu betteln, aber er würde bald zurück sein. Der Hochzeitsochse sei schon morgens geschossen und das Omukandi (Festessen) habe seinen Anfang genommen. Mein Mann antwortet, er sei bereit, man möge ihn nur benachrichtigen, wenn alles so weit sei. Es war Abend geworden, wir glaubten längst nicht mehr, daß noch Trauung sein sollte; die Dämmerung brach herein, endlich, um halb sieben Uhr hieß es, das Brautpaar sei bereit, mein Mann möge doch in die Kirche kommen. Als wir nach zehn Minuten langem Läuten hinkamen, war noch kein Mensch darin, wir saßen weitere zehn Minuten erwartungsvoll in der immer dunkler werdenden Kirche; nach und nach kamen Leute, endlich auch das Brautpaar, die Eltern und die näheren Verwandten und Freunde. Ein junger Mann führte die Braut, ein junges Mädchen den Bräutigam. Diese Sitte haben sie den Weißen abgesehen, bei den Hereroheiden ist es ganz undenkbar, daß ein Paar Arm in Arm geht. Nun aber ist es zu drollig, wie es ihnen gar nicht darauf ankommt, ob der Mann führt oder geführt wird, überhaupt sieht es immer sehr steif und ungelenk aus.

Vor den Altar war eine Bank für das Brautpaar gesetzt, der Brautführer, ungewiß, wie er sich weiter zu verhalten habe, ließ sich neben der Braut nieder. Ich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main



Kirche in Otjosazu.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

flüsterte meinem Mann zu, er möge nur nicht in der Dunkelheit die verkehrten Leute zusammengeben, wie ihm das im ersten Jahr seiner afrikanischen Tätigkeit einmal passiert war; die Leute sind gar zu stoffelig. Doch da kam schon der Bräutigam, der sein schwarzes Fräulein entlassen hatte, und bedeutete dem Brautführer, er könne gehen, worauf derselbe sich zurückzog. Sebulon setzte sich nun ein gut Stück von seiner Braut entfernt auf die Bank. Beide waren nett und passend in schwarzer Kleidung. Karoline hielt nach Landessitte ein weißes Tuch von Anfang bis zu Ende vors Gesicht gedrückt, selbst beim Reichen der Hände kam es nicht fort. Einige Verse wurden gesungen; zu einer längeren Ansprache reichte die Zeit nicht, nur wenige Worte knüpfte mein Mann an den Trautext, um dann gleich das Trauformular vorzulesen. Mit großer Mühe entzifferte er es beim trüben Schein einer Kerze, welche unser Lehrer dazu halten mußte, bei der Einsegnung machte das einen ganz komischen Eindruck. Etwas ganz Besonderes war es, daß Karoline ihr „Ja" deutlich sagte, wenn auch in sehr kläglichem Ton: „I, me vanga" (Ja, ich will). Sonst sind durchweg die Bräute nicht dazu zu bringen, daß sie ein hörbares „Ja" geben. Zuweilen hat schon mein Mann gedroht, er ginge fort und ließe sie ungetraut, wenn sie nicht laut „Ja" sage, worauf dann in voller Angst ein solches wenigstens so laut gesagt wurde, daß mein Mann es eben verstehen konnte, andere Leute aber nicht.

Eine drollige kleine Episode von einer anderen Feier möchte ich hier einfügen. Ein Christ war mit einer noch ungetauften Frau verheiratet, die aber den Taufunterricht besuchte und letzte Ostern in die christliche Gemeinde durch die Taufe aufgenommen wurde. Nun sollte die

Ehe auch kirchlich eingesegnet werden. Als mein Mann nun die Frage an den Gatten richtete: „Willst du diese deine christliche Frau lieben und ehren ꝛc.?" antwortete derselbe statt: „Ja, ich will": „Mba vanga rukuru" (Das habe ich schon lange gewollt).

Feierlich war unsers Sebulon Hochzeit nicht gerade, aber dafür sehr eigenartig. Man konnte niemanden erkennen, kaum sehen, außer den vier Gestalten am Altar, den Missionar, Lehrer und das Brautpaar, die von dem Kerzenlicht beschienen wurden. Unsern Kleinen wurde es ganz bänglich zumute; sie waren froh, als ich mit ihnen nach Hause ging. Wie lange die Hochzeitsgesellschaft nun am Abend beim Ochsenbraten noch gefeiert hat, kann ich nicht berichten, wie sich uns überhaupt der nähere Einblick in solche Festlichkeiten, auch in die von Christen gefeierten, entzieht. Eingeladen wird der Missionar hier nie. Freilich möchte es den meisten Weißen auch große Selbstüberwindung kosten, mit den Herero zu essen, denn ihre Speiseherrichtung, sonderlich die des Fleisches, ist durchaus nicht appetitlich, für empfindliche Naturen gar ekelerregend.

Für die Eingeborenen ist's ein Hochgenuß, wenn sie einmal tüchtig Fleisch essen können; die Leute von der ganzen Werft und noch weiter her von den Nachbarorten stellen sich bei solchen Gelegenheiten ein; jeder bekommt ein Stück ab. Das ist ein beständiges Kommen und Gehen der Leute. Der erste Ochse war schon am Hochzeitstag verzehrt, andern Morgens wurde der zweite geschlachtet, und so wurde den ganzen Tag weitergeschmaust.

Oft bringen sie auch dem Missionar ein Stück Fleisch, wofür sie als Gegengabe etwas Salz, Kaffee und Zucker bekommen. Diesmal schien aber für uns nichts

übrig zu sein. Sebulon, der keinen Kaffee erbettelt hatte, brachte uns nun den vom Schwiegervater verschmähten Hammel, um dafür Kaffee, Zucker und Reis zu kaufen. Es war wirklich ein elendes Tier, aber man mußte doch helfen. Wir sind ja sehr froh, daß die Männer unserer Gemeinde bisher zufrieden sind, Kaffee zu trinken statt der berauschenden Getränke, mit denen gewissenlose Weiße die armen Schwarzen zu demoralisieren suchen. Leider greift das Verlangen nach geistigen Getränken, wo sie solche erst geschmeckt haben, immer weiter um sich. Wir sorgen so sehr, daß auch auf unserer Station demnächst ein Ausschank errichtet wird, zum Verderb der Eingeborenen und traurigem Einfluß auf die Missionsarbeit.

An dem mageren Schäfchen Sebulons vergriff sich in derselben Nacht der Schakal und biß demselben den Schwanz ab, da mußten wir das Tier am andern Tage schlachten und bekamen so doch unser Teil von dem Hochzeitsbraten. Freilich wir selbst konnten von dem zähen Fleisch kaum etwas genießen, dafür hatten unsere Dienstleute den Genuß.

An dem Festessen darf die Braut nicht teilnehmen, darf sich auch gar nicht weiter sehen lassen; sie sitzt verhüllt in ihrer Hütte, trübselig allein, soweit ihre Gespielen sie nicht ab und zu besuchen, dagegen kann der christliche Bräutigam in der Festgesellschaft weilen und umherspazieren mit seinen Freunden. — Bis zum folgenden Montag verzog sich noch die Abfahrt des jungen Ehepaares. Von Aussteuer und Hauseinrichtung bedarf eine Braut hier sehr wenig, auch bei den begüterten Leuten läßt sich die ganze Garderobe leicht in eine Kiste schließen. Ein Pontok (Hütte) aus Ried und Lehm ist schnell errichtet. Die Hauptsache bei den Herero ist immer das Vieh, damit sie Dickmilch trinken können.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Unsere Segenswünsche begleiten die jungen Leute. Gott möge ihnen helfen, eine recht christliche Ehe zu führen. Das Christentum hat auch in diesem Punkt eine tiefgreifende Änderung des Volkes bewirkt. Wenn man etwas davon weiß, wie es in der heidnischen Ehe zugeht, so darf man sich von Herzen freuen, daß es bei den Christen doch schon ganz anders geworden ist. Wir haben in unsern Hererogemeinden manche Ehen, die in wahrhaft christlichem Geist geführt werden. Sind sie nicht alle so, gehen sogar Eheleute auseinander, so darf einen das nicht befremden im Gedanken an die früheren heidnischen Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen.

In unserem christlichen Deutschland weiß man gar nicht, was für ein unendlicher Vorzug darin liegt, in christlichen Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen aufzuwachsen, die sich in den Jahrhunderten fest eingewurzelt haben und auch nicht christlich gesinnten Menschen einen moralischen Halt gewähren. Wie viel, viel leichter ist es dort, sich als Christ in allen Lebenslagen zu beweisen, und doch, wie wenig geschieht es! Hier dagegen ist es etwas viel Größeres, wenn einer seinen Wandel rein und unbefleckt vor den Augen des Herrn führt.

Als Gegenstück zu der christlichen Hochzeitsfeier unter den Herero werde ich im folgenden von den Sitten und Gebräuchen bei heidnischen Verheiratungen erzählen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Heidnische und christliche Hererofrauen.

I.

Hier in der Christenheit kann man sich keine Vorstellung davon machen, welch ein trauriges Los die Frauen der heidnischen und mohammedanischen Welt haben. Die Geburt eines Mädchens gibt in Indien, China und anderen Ländern nur Anlaß zur Trauer. Der Vater verwünscht es, weil er nur Söhne haben möchte. Sind solche schon da, so läßt man ein oder zwei Mädchen wohl leben, aber die übrigen werden ausgesetzt, den Ameisen und wilden Tieren zum Fraß oder gleich erdrosselt, ertränkt, wie man es hierzulande wohl mit kleinen Katzen macht. Mehr als solche sind sie den heidnischen Vätern auch nicht, und nach der Mutter wird nicht gefragt. Sie ist nicht nur die Magd ihres Mannes, sondern auch der eigenen Söhne, die gelehrt werden, ihre Mütter als Weiber zu verachten. Die Frau darf nicht mit ihnen essen, dazu ist sie dem Manne zu verächtlich. Was jene übrig lassen, ißt sie hernach mit den Töchtern.

Möglichst früh verhandelt in Indien der Vater das Mädchen an den künftigen Gatten, oft schon als ganz kleines Kind. Zwischen ihrem 8. und 12. Jahr findet die Hochzeit statt; von da ab lebt sie in der Familie des Gatten, der selbst oft noch ein Knabe ist. Die Schwiegermutter führt ein strenges Regiment über die kleine Frau und ihre Schwägerinnen. Stirbt der Gatte, so ist das

Kind für sein Leben eine Witwe. Früher wurde die indische Witwe stets mit dem Leichnam ihres Gatten zusammen verbrannt. Das hat die englische Regierung verboten, aber wie manche würde sich lieber verbrennen lassen als das schreckliche Leben einer Witwe führen. Man gibt ihr die Schuld am Tode ihres Mannes und behandelt sie wie eine schlimme Verbrecherin. Hat eine Witwe Söhne, so ist ihr Los erträglicher, wenigstens als das der kinderlosen Frauen und Kind-Witwen. Wenn auch in neuster Zeit den Witwen die Wiederverheiratung erlaubt ist, so findet sich doch unter den heidnischen Hindu höchst selten einer, der, dem allgemeinen Vorurteil trotzend, eine solche heiraten mag.

Um so mehr geschieht es von Christen, und was das Christentum für die indische Frauenwelt an Hülfe und Rettung aus Leibes- und Seelennot gebracht hat, kann nur der verstehen, der ihr Elend mit eigenen Augen gesehen hat.

Nicht in allen heidnischen Ländern ist das Leben der Frauen so traurig, wie gerade bei den Kulturvölkern Asiens, Indiens und Chinas. Wohin wir aber auch kommen: nach Sumatra, Borneo, Neu-Guinea, den Inseln des Stillen Ozeans, nach Afrika, überall finden wir das Weib geknechtet, oft nicht viel mehr als die Haustiere geachtet und in einer höchst unwürdigen Stellung. Die Vielweiberei, die bei den Mohammedanern und den meisten Heiden herrscht, bringt das schon mit sich.

II.

Im afrikanischen Hereroland haben die Mädchen und Frauen es noch verhältnismäßig gut. Auch hier erregt die Geburt eines Knaben unendlich größere Freude als die eines Mädchens. Stolz ruft der Vater es jedem zu:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„Okauta!“ (ein Bögelchen oder Bogenschütze) ist geboren, und von Mund zu Mund geht es froh: „Okanta!“ Bei einem Mädchen verhüllt der Vater das Haupt und sagt mißmutig: „Okazen uri!“ (Nur ein Zwiebelchen.) Die Feldzwiebelchen wachsen in der Regenzeit in großer Menge und bilden ein wichtiges Nahrungsmittel für die Leute. Es ist die Arbeit der Frauen und Mädchen, dieselben auszugraben, daher der Ruf: „Okazeu!“

Wird also ein Mägdlein auch ohne besondere Freude empfangen, so gönnt man ihm doch seinen Platz in der Familie, und ist keine Rede vom Aussetzen und Töten desselben.

Die afrikanische Mutter trägt ihr Kindlein nicht auf dem Arm, sondern auf dem Rücken. Sie bindet ein gegerbtes Schaffell in der Weise um, daß das Kind zwischen diesem und ihrem bloßen Rücken wie in einem Sack sitzt. Für die Frau ist das sehr bequem, da sie beide Arme frei behält, aber jämmerlich baumelt oft das Köpfchen über dem Fellsack; die Sonne sticht darauf, und die Fliegen setzen sich mit Vorliebe in die feuchten Augenwinkel. Mir tat solch armes Würmchen stets leid, weil wir gewohnt sind, mit unsern Kindern so sorgsam umzugehen. Ich begriff nicht, daß die Hererokinder einen geraden Rücken behalten können bei dem beständigen Hocken, aber man sah keine Verwachsene oder Verkrümmte, schlank und gerad wachsen sie heran.

Können die Kinder laufen, so werden sie schnell selbständig und wissen sich viel eher allein zu helfen als die unsern, für die gesorgt wird von früh bis spät. Jedes Hererokind hat seine Ziege; ist es hungrig, so legt es sich darunter und melkt sich die Milch in den Mund und trinkt womöglich wie ein Zicklein. Im übrigen sieht es zu, wo es etwas Eßbares erwischen kann und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ist nicht wählerisch, sogar Mäuse, Heuschrecken und Eidechsen, im Feuer geröstet, werden gegessen. Freilich wird das süße Baumharz vorgezogen und die Feldzwiebelchen, welche ein wenig wie Haselnüsse schmecken. In der Regenzeit gibt es auch noch allerlei Wurzeln und Beeren. Gekocht wird selten, regelmäßige Mahlzeiten kennen die Herero nicht. Ihre Hauptnahrung ist die Milch ihrer Herden, die ihren einzigen Reichtum ausmachen. Während das Mädchen Zwiebelchen ausgräbt, hütet der Knabe das Vieh und lernt dabei, mit seinem Bogen allerlei Wild zu erlegen.

Knaben und Mädchen gehen nackt bis auf einen kleinen Schurz; wachsen die Mädchen etwas heran, so bekommen sie eine rund um den Körper reichende Schürze von lauter Lederriemchen, die bis auf die Füße reichen. Der Kopf wird glatt abrasiert bis auf einen kleinen Büschel am Hinterkopf, darein werden Zöpfchen von Tiersehnen oder Baumbast befestigt und an diese kleine Eisenperlen.

Von Kindererziehung ist bei den heidnischen Herero keine Rede; die Kinder sind eher die Herren ihrer Eltern, wenigstens die Knaben. Da wachsen die bösen Leidenschaften schnell empor. Dazu müssen die Kinder bei den Großen so viel Schlechtes mit ansehen und anhören, daß das sittliche Gefühl schon bei ganz jungen Kindern abgestumpft wird. Schon früh werden Knabe und Mädchen verlobt, aber nach der Neigung wird nicht gefragt, die Eltern einigen sich über die Verbindung. Oft ist der Bräutigam schon ein alter Mann, der gerne zu seinen bisherigen Frauen eine junge hinzunehmen möchte. Die kleine Braut wächst in seiner Werft mit seinen Kindern auf, und wenn sie alt genug ist, heiratet er sie. Doch ist dies meist nur bei den Häuptlingen der Fall. Für

gewöhnlich darf der Bräutigam weder Braut noch Schwiegermutter sehen bis nach der Hochzeit. Als Verlobungszeichen sendet er seiner Braut eine eiserne Perle,

Heidnische Hererofrauen.

welche dieselbe an einem der Riemen ihres Lendenschurzes tragen muß. Die Heirat wird vollzogen, wenn die Mädchen 14—16 Jahre alt sind, mit viel heidnischen Zeremonien und großer Festlichkeit, deren Mittelpunkt die Braut ist, während der Bräutigam sich gar nicht

sehen lassen darf und außerhalb der Werft mit seinen Freunden ein besonderes Festmahl genießt. Daraus ergibt sich, daß trotz aller Zeremonien kein Trauakt noch Ehegelübde stattfindet, sonst müßte der Bräutigam doch zugegen sein. Je nach dem Reichtum werden ein oder mehrere Ochsen und Schafe zum Festmahl geschlachtet, und die Feierlichkeiten dauern, bis das Fleisch verzehrt ist. Das ganze Dorf nimmt daran teil.

Die Mutter schmückt die Braut mit Perlen und salbt sie tüchtig ein mit einer Salbe aus rotem Eisenstein und ranziger Butter. Statt eines Brautkranzes wird ihr von ihren Gespielinnen das Netzfett des Hochzeitsschafes auf den Kopf gelegt. So trieft sie geradezu von Fett, denn in der heißen Sonne schmilzt nach und nach auch der Brautkranz. Aber so ist sie gerade schön in den Augen der Herero. Am Schluß des Festes zupfen die jungen Mädchen sich das noch übrige Fett vom Kopf der Braut ab, braten und verzehren es. Andere Länder, andere Sitten!

Nun setzt die Mutter ihr die Frauenhaube auf, eine seltsame, dreispitzige Lederkappe, ohne welche eine heidnische Hererofrau sich nicht sehen lassen darf. Wenn nun das Hochzeitsfest völlig beendet ist, holt der Bräutigam — wieder unter allerlei Zeremonien — die Braut in seine Werft. Er führt sie aber nicht am Arm, sondern sie faßt einen der langen Riemen, die hinten von seinem Schurzfell herabhängen und geht so hinter ihm drein. Die Mutter und einige Freundinnen begleiten sie.

Wenn sie nun auch vielleicht dem Manne gerne folgt, so darf sie das ja nicht zeigen, damit würde sie sehr gegen die Sitte verstoßen; nein, sie muß kläglich weinen und sich stellen, als wollte sie nach Hause zurücklaufen. Manchmal mag es ihr freilich auch bitterer

Ernst sein mit den Fluchtversuchen, besonders wenn sie einen alten Mann bekommen hat. Oft ist es auch so gewesen, daß das Mädchen gerne Christin werden und um keinen Preis dem heidnischen Mann folgen wollte. Da flüchtet sie in allem Ernst, und eine, die man dann zurückbrachte zu den Heiden, erschoß sich in einem unbewachten Augenblick.

Wenn die heidnischen Hererofrauen es auch besser haben und größere Freiheit genießen, als viele andere heidnische Frauen, so ist doch auch ihre Stellung durch die Vielweiberei eine durchaus unwürdige. Wie kann eine Frau eine Gehülfin und Gefährtin ihres Mannes sein, zu der Gott doch das Weib geschaffen hat, wenn sie nicht seine einzige Frau ist? Der geringe Mann kann sich freilich nicht viele Frauen nehmen, aber je reicher und vornehmer ein Herero ist, um so mehr Frauen hat er auch. Die Zahl derselben gilt als Maßstab für seine Macht und seinen Reichtum. Die Frau ist aber nur ein Teil des Besitztums ihres Mannes und kann von diesem jederzeit entlassen werden. Wenn sie alt ist, schickt der Mann sie auf einen seiner Viehposten und nimmt sich statt dessen ein junges Mädchen. Unter den Frauen desselben Mannes herrscht Neid und Haß. Überhaupt werden die schlechten Eigenschaften durch die Vielweiberei genährt.

Das Leben der Hererofrauen ist unbeschreiblich öde und leer, auch nicht ein höherer Gedanke tritt ihnen nah. Dadurch werden sie sehr stumpfsinnig und früh häßlich, oft geradezu affenähnlich. Sieht man eine Anzahl solcher Frauen zusammen mit den dreispitzigen Hauben, in ihrer Fellkleidung, die nur notdürftig ihre Blöße bedeckt, den dicken Eisenringen um Arme und Beine, dann kommt einem zuerst ein Grausen an. Sie

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

starren vor Schmutz, denn es scheint ihnen sehr überflüssig, sich zu waschen. Um so mehr schmieren sie ihren Körper mit Fett ein. Der Negergeruch an sich ist schrecklich für weiße Leute; er wird noch schlimmer durch das Einsalben des Körpers und durch allerlei Wohlgerüche aus Wurzeln, die für uns aber alles andere als wohltuend sind.

Wenn eine solche Frau in unser Haus kam, mußte ich mich ganz energisch zusammennehmen, um ihr die Hand geben zu können. Schenkte man ihnen etwas zu essen, so konnten sie vor Freude wie Unsinnige um einen herumtanzen, beständig rufend: „Muhona uandje“ (meine Herrin! meine Herrin)! Sie sind sehr empfänglich für jede Freundlichkeit, wenn's auch nur ein Scherzwort ist, und können das stundenlang lachend wiederholen und andern erzählen, ein Zeichen, wie wenig sie zu denken haben und wie das geringste Andere, Neue für sie ein Ereignis ist. — Nur mit tiefem Mitleid konnte man diese armen Frauen ansehen.

Auffallend war es, die christlichen Frauen mit den heidnischen zu vergleichen und zu sehen, was der Geist Gottes aus diesen armen Menschenkindern machen kann. Der Ausdruck wird ein völlig anderer, aus den schwarzen Augen leuchtet einem eine Seele entgegen. Es ist aber eine schwere Geduldsarbeit, die die Missionare mit den armen Herero haben, diesen so tief gefallenen Menschen. Oft will da der Mut sinken, wenn die Getauften die früheren Gewohnheiten so schwer ablegen, und manche schmerzliche Enttäuschungen gibt's zu überwinden. Und doch, sieht man die Frauen und Mädchen der Gemeinde Sonntags zur Kirche gehen, dann kann man es kaum fassen, daß diese vom Stamm der heidnischen Frauen sein sollen, und daß sie vorher ebenso abschreckend aus-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sahen. Melden sich die Heiden zum Taufunterricht, so müssen sie gleich ihre Tracht ablegen, weil darin auch ein Stück ihres Heidentums steckt. Die Mädchen und Frauen sollen die Haare wachsen lassen, dies gilt aber einer Hererofrau nicht für anständig, darum wurde die Sitte eingeführt, ein buntes Kopftuch zu tragen, das leicht um den Kopf geschlungen zu ihren einfachen Kattunkleidern ganz hübsch aussieht.

Auch ihr äußeres Leben wird ein ganz anderes. Früher kannten sie kaum eine Arbeit; sie brachten ihre Zeit hin mit Schwatzen und Rauchen. Dies liebten sie ebenso leidenschaftlich wie die Männer, und wenn sie keine Pfeife hatten, ging's auch aus einem hohlen Knochen. Nun lernen Frauen und Mädchen nähen, waschen und plätten, und auch vielfach in den Missionshäusern und im Dienst bei weißen Familien die europäische Art der Hauswirtschaft. Einige von ihnen besitzen auch eine Nähmaschine, mit der sie sehr gut umzugehen wissen; ich habe mich oft gewundert, wie pünktlich sie zuschnitten und nähten.

Manche Christen bauen sich Häuser von Backsteinen mit mehreren Zimmern, aber die meisten bleiben in ihren dunkeln, bienenkorbartigen Hütten; diese werden jedoch besser reingehalten als zur Zeit ihres heidnischen Lebens. In den Häusern der Reichen findet man sogar einige Möbel: Tische, Stühle, Bänke, Kisten für Kleider oder Munition, wohl gar ein Bett, wenn auch mehr zum Staat als zum Gebrauch, denn die Herero lieben es, auf dem Boden zu schlafen. Leider ist die äußere Ordnung des Familienlebens für die Herero schwierig.

Natürlich werden die Kinder der Getauften zur Schule angehalten. Lesen und Schreiben lernen sie schnell, schwer wird ihnen dagegen Rechnen. Das Hauptgewicht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wird auf den Religionsunterricht gelegt. Auch die Erwachsenen, die den Taufunterricht besuchen, lernen Lesen, wenn sie nicht schon zu alt sind, und welch ein neues Leben geht ihnen damit auf! Da sie keine schlechte Lektüre besitzen, sind sie auf die Bücher angewiesen, die die Missionare in ihre Sprache übersetzten, und das sind vor allem das Neue Testament, die biblischen Geschichten und eine Anzahl Lieder. Sie singen so gern. Der Gesang ist volltönend ohne Orgelbegleitung. Oft ertönen unsere schönen Melodien vierstimmig. Der Gottesdienst wird gut besucht. Mit der lutherischen Liturgie beginnt derselbe, das Glaubensbekenntnis wird von allen mitgesprochen. In der Predigt sucht der Missionar so einfach und anschaulich wie möglich zu reden, damit dieselbe seinen schwarzen Zuhörern recht in Herz und Gewissen dringt, und in der Nachmittags-Katechese fragt er die Predigt durch, um zu sehen, ob sie ihn recht verstanden haben. Weil die Mütter ihre kleinen Kinder mitbringen, gibt's mancherlei Störung. Schreit ein Kind zu arg, so muß es hinausgetragen werden. Die Ältesten achten auf Ordnung.

Besonders schön ist die Feier des heiligen Abendmahls, und es bewegte mich jedesmal tief, wenn ich mit den schwarzen Frauen am Altar knieend sah, wie viele von ihnen das heilige Sakrament unter heißen Tränen und in tiefer Inbrunst empfingen. Eine alte Frau unserer Gemeinde, namens Christine, hatte ich besonders gern. Sie besuchte mich oft und zeigte mir in jeder Weise ihre Liebe. Ihr treues Gesicht trug den Stempel der Gotteskindschaft und des Friedens; der Unterschied mit den abschreckenden Gesichtern alter Heidenfrauen war unbeschreiblich. Konnte ich den heidnischen Frauen kaum die Hand geben, so hätte ich Christine und noch manche

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

liebe Christenfrau bei unserm Abschied ohne Scheu geküßt, aber dazu waren sie zu bescheiden. Sie küßten uns die Hände und Kleider und weinten bitterlich ob unseres Weggehens.

Gewiß, es sind noch arme, schwache, vielfach strauchelnde Frauen, aber ob wir, wenn wir aus solch sittlichem Schmutz und Stumpfsinn herauskämen wie sie, wohl schon besser und heiliger wären? Ich fürchte: nein.

Unsere heilige Pflicht ist es, an unserm Teil mitzuhelfen, daß aus den Heiden noch viele, viele aus ihrem äußeren und inneren Elend herausgerettet und glückliche Kinder Gottes werden.

Petrine.

1904.

Auf unserer Station Otjosazu wohnte der Hererochrist Johannes, ein Neffe unsers alten Häuptlings Kukuri, mit seinem Weibe Franziska. Mit seinen Kindern wuchs eine junge Stiefschwester seiner Frau heran, Petrine, die nur wenig älter war als ihre Nichte Karoline, deren Hochzeit mit dem Schulmeister Sebulon ich früher schilderte.

Wenn Petrine nun auch zur Werft eines omuhona (Herrn) gehörte, so war sie selbst doch arm, und wie das in Deutschland auch Regel ist, hatte sie als armes Mädchen weit weniger Bewerber als ihre reiche Nichte, obwohl diese längst nicht so nett in ihrem Wesen war als Petrine. Sie mußte wohl zufrieden sein, als etwa ein Jahr nach Karolines Hochzeit ein geringer Mann, Justus mit Namen, sie zum Weibe begehrte. Wir kannten diesen als keinen schlechten, aber doch sehr untüchtigen Mann, der meist auf Bummel- und Bettelreisen war, und der es außerordentlich scheute, sich mit ernstlicher Arbeit seinen Unterhalt zu verdienen. Er zog meist als Knecht mit den weißen Wanderhändlern im Lande herum.

Petrine war beschränkten Verstandes, Justus aber noch weit mehr; an ihm hatte Petrine keinen Halt, und das hat uns oft für sie leid getan, da sie eines besseren Mannes würdig gewesen wäre. Sie war so freundlich, fröhlich, sangeslustig und so bescheiden, wie das sonst

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nicht Hereroart ist. Kinder wurden ihr zu ihrem Schmerz nicht geschenkt, so hatte sie Zeit im Überfluß, und da ihr Mann nichts für sie tat, war sie mit Freuden bereit, unser Anerbieten anzunehmen und sich als unsere Melkfrau etwas zu verdienen. Und nie haben wir weniger Ärger über eine Melkerin gehabt als über Petrine. Zur rechten Stunde brachte sie das rechte Maß Milch, nicht einmal viel und das nächste Mal wenig, wie man das sonst an den Herero gewöhnt ist. So waren wir recht zufrieden mit ihr, und ich schenkte ihr gerne öfters etwas von meinen abgelegten Kleidern, wofür sie mit großer Wärme zu danken pflegte.

Im Jahre 1899 brachte ich unsere Kinder nach Deutschland und verweilte ein Jahr in der alten Heimat aus Gesundheitsrücksichten. Mein Mann hatte dort bleiben müssen. Manche Hererobriefchen kamen in der Zeit an mich als Einlagen in meines Mannes Briefen, am zärtlichsten und anhänglichsten schrieb mir aber Petrine. Meine Abwesenheit wollte ihr sehr lange dünken, und die Frage kam immer wieder: „Wann kommt doch die Juffrouw zurück?" — Als ich dann wirklich an einem Oktoberabend meinen Einzug wieder hielt in Otjosazu — mein Mann hatte mich von der Küste abgeholt —, da war Petrine die erste an unserm Hause, mich zu begrüßen, sie weinte vor Freude und küßte mir die Hand: „Der Herr sei gelobt, daß Juffrouw wieder da ist."

Mein Herz hatte an diesem letzten Tag meiner langen Reise immer wieder zu Gott geschrien um Trost für den Einzug in das öde und leer gewordene Haus, — unsere geliebten Kinder hatte ich ja in Deutschland zurücklassen müssen — da tat mir dieser warmherzige Empfang und die Freude Petrinens so unbeschreiblich

wohl und war mir die Antwort des Herrn auf mein Gebet. Nach und nach kamen dann auch die übrigen Leute aus der Gemeinde zur Begrüßung, und wenn auch wenige in so beweglicher Weise ihrer Freude Ausdruck zu geben wußten wie Petrine, so fühlte ich deren doch genug, um mich von Herzen dankbar zu machen, daß Gott mich würdigte, Ihm von neuem an den Herero zu dienen.

Zu melken gab's in diesen Monaten nichts, aber eine Waschfrau hatten wir nötig, und ich fragte Petrine, ob ich sie anlernen sollte im Waschen und Bügeln. O, wie gerne wollte sie das lernen! Nach einigen Monaten verzog die Familie unseres Hausmädchens und nahm dieses mit. Als wir noch berieten, wen wir nun wohl als Magd nehmen könnten, bot Petrine sich dazu an. Freilich hatten wir uns früher nach traurigen Erfahrungen vorgenommen, nie wieder eine Frau als Magd zu nehmen, aber mit Petrine wagten wir es nun doch, zumal sie keine Kinder hatte. Sonst kamen die Frauen zur Arbeit mit einem Kind im Fell auf dem Rücken, und die übrigen Schreihälse lungerten beständig ums Haus herum, was sehr viel Unannehmlichkeiten mit sich brachte, ganz abgesehen von anderen schwereren Nöten, die uns diese Frauen machten. Zu Hause hatte Petrine kaum etwas zu tun. Schlafen konnte sie ja in ihrer Werft, die ja auch in der Nähe des Missionshauses lag. So kam sie mit Sonnenaufgang; mittags, wenn die Küche wieder in Ordnung war, ging sie nach Hause und abends kam sie nochmal zum Wasserschöpfen und Spülen. — Mit Freuden trat Petrine ihre Stelle als unsere Magd an, und mit Freuden nahmen wir sie auf, aber sehr viel Geduld war meinerseits nötig, und leicht war's auch nicht für Frau Petrine.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Man nimmt im allgemeinen im Hereroland Kinder oder ganz junge Mädchen ins Haus, weil diese sich doch noch leichter anleiten lassen in all den Arbeiten eines Haushalts von weißen Leuten. Schon da ist das Anlernen eine schwere Geduldsarbeit, aber noch eine weit größere mit einer 30jährigen Frau, die schon tief gewurzelt ist in den Hererogewohnheiten und noch viel schwerer begreift als Kinder. Ohnedies gehörte Petrine nicht zu den Klugen. Wir haben es aber im Hereroland fast immer gefunden, daß größere Klugheit sich auch mit Frechheit paarte und die Dummheit mit mehr Willigkeit und Treue. Ich zog letzteres vor und habe es nicht bereut. Petrine hat uns so treu gedient wie kaum eine andere. Die Herero nehmen es sehr wenig genau mit dem Mein und Dein. So war ich's gewöhnt, die Speisekammer immer verschlossen zu halten, ebenso Schränke und Kommoden. Das ist sehr lästig und erfordert soviel mehr Lauferei, als ohnedies schon nötig ist. Petrine konnte ich aber in die Speisekammer lassen und ihr überhaupt viel Vertrauen schenken.

Aber dumm stellte sie sich an bei der Arbeit, ganz unglaublich! Die einfachsten Sachen mußte ich immer wieder zeigen, wie man kehrt, Staub wischt, spült, wäscht, buttert, Fenster putzt usw., gar nicht zu reden von all den kleinen Dingen, die täglich vorkommen.

Ich habe z. B. gesagt: „Sieh, der Lehm des Fußbodens ist hier schon lose, nun mußt du ganz vorsichtig kehren, daß der Staub nicht in die Höhe fliegt." Hernach finde ich jene Stelle, die es am nötigsten hatte, ganz ungefegt. „Du hast hier ja vergessen zu kehren," sage ich. „Warte, warte, Juffrouw, hier ist Schmutz, da darf ich nicht fegen, sonst gibt es Staub." — Sie soll den Kehricht nach dem 100 Schritt entfernten Fluß

tragen, ebenso Asche und Sand, nun geht sie mit jeder Schaufel voll Kehricht und mit jeder Handvoll Sand, mit der sie den Herd gescheuert hat, den weiten Weg. Es ist ihr gesagt, beim Staubwischen öfters draußen das Staubtuch auszuschütteln. Nun geschieht's nach dem Wischen jedes Möbels. Sie verschüttet etwas Wasser auf dem Fußboden, statt eines Tuches holt sie die Teppichbürste, um aufzutrocknen. Sie hat Befehl, sich immer erst die Hände zu waschen, wenn sie ans Spülen oder andere reine Arbeit geht. Was nun letztere ist im Gegensatz zu schmutziger, ist ihr unfaßlich. Geht sie vom Spülen oder Buttern ans Kehren, so wäscht sie dienstbeflissen die reinen Hände, um die schmutzige Arbeit zu tun. Mit größter Konsequenz wäscht sie die Fenster von unten anfangend und nimmt bei der Wäsche die schmutzigsten Teile zuerst. Wenn ich versuchte, ihr die Gründe klar zu machen, warum man besser dies so und so tut, dann schaut sie mich mit einem so grenzenlos dummen Gesicht an: „Etjo?“ (So?) daß ich fürchten muß, sie ganz verwirrt zu machen.

Auf nur halbwegs selbständiges Arbeiten muß ich verzichten, immer dabei stehen und das hundertmal Gesagte wieder ruhig sagen, als sei es etwas ganz Neues, denn wenn ich mal erregt frage, ob sie sich denn gar nicht merken will, wie sie es machen soll, dann tritt auch bei der sonst sanftmütigen Petrine der Hererostolz hervor, und schroff antwortet sie: „Bin ich denn ein Kind, daß du zu mir so sprichst?“ oder gar: „Ich bin doch kein Sklave!“ Doch, gottlob, die bösen Stunden sind nicht sehr häufig; mit lautem Gesang kommt sie meist aus der Werft; ich höre sie immer schon von weitem. In unserem Haus darf sie zu ihrem Leidwesen

nicht singen, weil mein Kopf die sehr scharfe Stimme in nächster Nähe nicht vertragen kann.

Einmal begann ich, sie deutsch zu lehren, aber schon das Aussprechen der deutschen Worte mit ihren vielen Konsonanten ging über ihr Vermögen. Mein Mann und ich sprachen sonst nur in ihrer eigenen, vokalreichen, wohlklingenden Sprache mit den Herero.

Leider war Petrine schwächlich, und nach Hereroart gab sie sich jedem Schmerz und jeder Schwäche völlig hin. Da geschah es oft genug, daß ich Aushülfe haben mußte, aber jedesmal war ich hernach froh, meine gute, dumme Petrine wieder zu bekommen, und sie war stets bereit, nach einigen Wochen Ausruhens die Arbeit wieder aufzunehmen. Ein geregeltes Arbeiten fällt den Herero so schwer; wie oft haben wir unsere Leute gehen lassen müssen, damit sie sich eine Weile ausruhten.

In den 2½ Jahren, die Petrine bei uns war, lernte sie nach und nach doch manches, zuletzt sogar Stärkewäsche zu bügeln und gute Butter zu bereiten. Nur zum Kochen kam es nicht, außer der Leutekost, d. h. dem Mehl-, Mais- oder Reisbrei für die Dienstleute. Auch auf diesem Gebiet mangelte eben völlig das Nachdenken. Wohl hätte sie es fertig gebracht, jeden Tag das gleiche zu kochen, aber vor dem Vielerlei unseres Tisches stand ihr bißchen Verstand still, und für uns mußte ich doch möglichst für Abwechslung sorgen, weil ohnehin der Appetit so gering war. Fleisch, Kartoffeln und frische Gemüse waren in den letzten Jahren — zum Teil wegen der Dürre — eine Seltenheit auf unserem Tisch. Da mußte ich Gerichte erfinden. —

Im Juni 1903 mußten wir aus Gesundheitsrücksichten zur Rückkehr nach Deutschland rüsten zum tiefen Schmerz unserer Gemeinde, die uns nicht wollte

ziehen lassen und unser eigenes Weh dadurch noch viel schlimmer machte, so daß wir an den letzten Abschiedstagen wohl mit dem Apostel Paulus sagen konnten: „Was macht ihr, daß Ihr weinet und brechet uns das Herz." Besonders mein lieber Mann konnte sich fast nicht losreißen von seinen schwarzen Kindern, unter denen er über dreißig Jahre wie ein Vater gestanden hatte.

Unser Nachfolger war schon seit einem halben Jahre bei uns, um die Sprache zu lernen und sich mit der Gemeinde einzuleben. Die Leute liebten ihn auch schon und freuten sich, daß ihr neuer Lehrer in die Fußstapfen des alten Missionars zu treten willens war, denn eine neue omuhingo (Art und Weise) wollten sie nicht.

Da der junge Bruder zunächst ohne Hausfrau wirtschaften mußte, so war die Frage, wer ihm den Haushalt besorgen solle. Natürlich wünschten wir sehr, daß Petrine dazu bereit wäre, aber sie konnte sich gar nicht darüber klar werden, ob sie wollte oder nicht. Vermutlich schien es ihr eine zu gewagte Sache, ohne weiße Herrin die Hausarbeit zu vollführen. Trotzdem bemühte ich mich auf alle Weise, sie noch etwas selbständiger zu machen, sie auch zum Kochen heranzuziehen, aber davon wollte sie nichts wissen. Als die Zeit unserer Abreise herannahte, fragte sie meinen Mann: „Muhonge (Lehrer), soll ich bei dem neuen Lehrer bleiben?" — „Natürlich sollst du das, das versteht sich, und du mußt sehr gut für ihn sorgen." Damit war die Sache erledigt, sie blieb und hat wirklich treu gearbeitet und dem jungen Missionar so treu gedient, wie es in ihren Kräften stand. Freilich, kochen mußte er nun selbst, was für einen Mann immer schwer ist, zumal wenn er viele Arbeit hat und von der afrikanischen Sonnenglut matt und abgespannt ist. Da wurde Tag für Tag Reis gekocht und Milchsuppe als

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

das Einfachste und am schnellsten Bereitete. Aber daß bei diesem steten Einerlei der Appetit des einsamen Missionars immer geringer wurde, läßt sich verstehen. Sehnsüchtig wartete er, daß seine Braut aus Deutschland käme, auf dies Frühjahr war ihre Ankunft ihm verheißen.

Da brach am 12. Januar ganz unerwartet der Aufstand der Herero gegen die Weißen aus, wodurch die Missionsarbeit für lange Zeit brach gelegt ist. Manche Stationen sind zerstört, auch unser liebes Otjosazu, aber keinem Missionar ist ein Leid geschehen; das war der Befehl des Oberhäuptlings. Beim Beginn des Aufstandes hat Petrine noch treu ihrem Missionar zur Seite gestanden, hat die wüsten Heiden, die ihn bedrängten, immer wieder wegzutreiben gewußt und auch manche Gefahr abgewandt, welche den flüchtigen Frauen drohte, deren Männer von den Herero ermordet waren und die von Hererochristen dem Missionar zur Beschützung gesandt wurden. Aber als am 27. Januar vom benachbarten Okahandja her Kanonendonner herübertönte und in der Nacht die dort geschlagenen Herero flüchtend durch Otjosazu kamen, da bereitete auch dort die ganze Gemeinde sich zur Flucht, und ohne Abschied verschwand auch Petrine mit den übrigen Leuten. Das kann man ihr nicht zum Vorwurf machen; die Sorge um Erhaltung ihres Lebens trieb natürlich sie wie alle anderen fort. Ob sie umgekommen ist in dem Kriegsgewühl, ob sie lebt und vielleicht später noch mal zu ihrem Missionar zurückkehrt, das weiß Gott allein. Unser Gebet ist, daß Petrine wie die übrigen Glieder unserer Gemeinde ihrem Gott und Heiland nur treu bleiben mögen im Leben und im Sterben. Wenn wir das hören dürften, würde es uns der beste Trost sein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bei dem unsagbar tiefen Schmerz um unsere armen, verblendeten Herero, um die zerstreuten Gemeinden und zerstörten Missionsstationen.

Wenige Tage vor dem Ausbruch des Aufstandes erhielten wir noch Briefe aus unserer alten Gemeinde, in warmer Liebe und Anhänglichkeit geschrieben. Einen Brief Petrinens an mich lasse ich hier in der Übersetzung folgen; derselbe ist sehr nett und fehlerfrei geschrieben. Er lautet:

„Otjosazu, 14. Dezember 1903.

An meinen Lehrer und an meine Mutter!

Deinen Brief habe ich erhalten, und ich danke sehr, daß meine Mutter in ihrem sehr fernen Lande noch an mich denkt. Aber Dein Gedenken ist nicht vergebens, auch ich gedenke Deiner sehr jeden Tag, wenn ich aufstehe, und wenn ich schlafen gehe. Und die Kuh, welche mir mein Lehrer als Lohn gegeben hat, hat ein Kalb bekommen. Auch lasse ich Dich wissen, daß der Lehrer, welcher jetzt bei uns ist, gut für mich sorgt, und daß er auch für die Armen sorgt. Ich schließe mit einem großen Gruß und mit wahrhaftiger Trauer meines Herzens. Ach! während ich schreibe, preßt die Liebe mein Herz zusammen. — Der Gott des Friedens bleibe bei Euch. Ich grüße auch Elisabeth (unsere kleine Tochter). — Ich bin Petrine, Euer Kind, solange ich lebe. Ich versichere nochmals, daß ich wohl bin. An H. Irle, meine Herrin — und noch mehr meine Mutter."

Nicht wahr? Auch die armen Herero kennen Liebe und Dankbarkeit. Und liegt in dem Brief dieser geringen Frau nicht eine Tiefe der Empfindung, wie wir sie hier in Deutschland nicht gar so häufig finden?

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Daß die Missionarsleute trotz aller der schrecklichen Bluttaten — die aber nicht von wahren Christen begangen sind — doch die Herero lieb behalten und sehnlich begehren, ihr weiteres Leben im Dienst der Hereromission zu verbringen, werden die lieben Leserinnen begreifen. Gott, der Herr, gebe bald wieder Zeiten des Friedens, wo sein Reich unter den Herero weiter gebaut werden darf. —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Noch einmal „Petrine".

Etwa 1 ¼ Jahr nach Ausbruch des Aufstandes drang die erste Kunde wieder von unsern Otjosazuer Leuten zu uns. Die deutsche Regierung hatte nach Niederwerfung der Herero die Missionare ausgesandt, um die Übriggebliebenen aufzusuchen und sie aufzufordern, sich den Deutschen zu ergeben.

Auf einer solchen Reise fand Missionar Eich Christen von Otjosazu, und unter ihnen war auch Petrine. Mit vielen andern, besonders Frauen und Kindern, folgte sie dem Missionar nach Okahandja, brach aber unterwegs ein Bein. Sie wurde ins Lazarett gebracht und auch geheilt. Nach ihrer Entlassung durfte sie bei Missionar Eichs bleiben, bei denen eine sehr große Zahl kranker Frauen und Kinder im einstigen Seminar lag, bei deren Pflege Petrine nun half. Während die noch Arbeitsfähigen der zurückgekehrten Herero im Dienst der deutschen Regierung arbeiten mußten, wurden die Schwachen und Kranken der Mission zur Versorgung übergeben. Ganz entsetzliches Elend hatten die meisten Herero durchlebt. Nachdem sie von den Deutschen besiegt waren am Waterberg, wurden sie in die wasserlose Wüste zurückgedrängt, und viel mehr noch als in den Gefechten sind dort umgekommen, verhungert und verdurstet. Diejenigen, die wieder herauskamen, sonderlich die Alten, die Frauen und Kinder, waren natürlich schrecklich ab-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gezehrt, viele geradezu nur Haut und Knochen, und so starben hernach noch Tausende, davon 800 allein in Swakopmund in einem halben Jahr, obwohl sie nun Nahrung und Kleidung erhielten.

Unsere Herzen erzitterten über all dem Weh, was die lange Totenliste allein unserer einstigen Gemeindeglieder in sich schloß. Petrinens Mann war im Gefecht gefallen, ihre meisten Verwandten waren umgekommen. Nun stand sie ganz allein. Da war sie sehr dankbar, daß sie im Dienst des Missionars bleiben durfte und ihre kranken Landsleute pflegen.

Wir hatten gleich an unsere Leute geschrieben, als wir von ihrer Rückkehr hörten, und erhielten bald Antwort in aller früheren Liebe und Anhänglichkeit. Sie baten, die Gläubigen in Deutschland möchten doch anhalten, für sie zu beten. Auch Petrine schrieb uns. Ihr Brief in der Übersetzung lautete: „Ich danke euch sehr für eure Briefe. Ich gedenke an das Wort, das Du, unser Lehrer, uns am letzten Abend deines Hierseins gesagt hast, welches geschrieben steht Ps. 103, 1—4. Das hat mich geleitet auf dem ganzen Weg in aller unserer Trübsal und alle eure Lehren, mit denen ihr mich ermahnt habt. Meine Seele ist sehr erfreut worden durch eure Briefe. Gott hat mir eine schöne Heimat wieder geschenkt und eine Arbeit, in der ich immer zu bleiben und zu dienen wünsche. Mein Lehrer, Du hast gesagt: „Bleibe bei dem Herrn, wenn du bleibst, wirst du glücklich sein." Das halte ich fest. Genug. Ich grüße meine Mutter H. Irle sehr, sehr vielmals. Ich bin Petrine."

Als die Kranken das Augustinum im Lauf des Jahres entweder als Genesene oder im Sarg verlassen hatten, wurde das frühere Seminar zu einem Waisen-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

haus umgewandelt. Hauptsächlich war es für Bastardkinder bestimmt, und in Otjimbingue sollten die Hererowaisen aufgenommen werden, aber für Okahandja blieben auch noch viele übrig. Die Zahl der Waisen und Halbwaisen im Augustinum stieg von Monat zu Monat. Die lieben Hauseltern Eich mußten weiße und schwarze Gehilfinnen haben. Natürlich blieb Petrine auch da. Die kleinsten Kinder wurden ihr anvertraut, und die kinderlose Frau ergoß auf die mutterlosen Kleinen den ganzen Reichtum ihres liebevollen Herzens. In voller Hingebung und Treue widmet sie sich ihren Pfleglingen. Den Verlust ihres Mannes scheint sie gut überwunden zu haben in der Liebesarbeit, die Gott ihr gegeben hat.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Aus dem Leben der schwarzen Ottilie.

1906.

Vor vielen Jahren diente bei uns im Missionshause zu O. ein junges Hereromädchen, das in der Taufe den Namen Ottilie erhielt. Sie heiratete dann, und ihr Mann Joseph nahm sie leider von der Missionsstation fort und zog mit ihr ins Feld. Selten nur hörten wir von ihr. In dem schlimmen Fieberjahr 1898 starb Joseph; aber auch jetzt kehrte Ottilie nicht zurück, bis sie im ersten Jahr des Aufstandes eines Tages mit anderen flüchtigen Frauen und Kindern in Okahandja auftauchte. Sie baten die dortigen Missionare um Schutz und Hülfe; diese nahmen sich auch der Armen an, und Ottilie blieb seitdem bei Missionar Eichs als Magd. Wie glücklich fühlte sie sich da, so ruhig und sicher wie in einem stillen Hafen, nachdem ihr Lebensschifflein vorher auf wild bewegter See hin und her geworfen war. Keinen anderen Wunsch hatte sie, als im Missionshaus bleiben zu dürfen mit ihrem 13jährigen Sohn.

Nun wurde sie eines Tages aber in große Unruhe gebracht durch einen Heiratsantrag. Christian, ein alter Mann schon, und früher Ältester unserer Gemeinde, ein treuer Christ, war als Gefangener mit seiner Frau nach Okahandja zurückgekommen. Die gute Christine erlag aber bald den erlittenen Drangsalen. Nun war Christian allein und ohne Pflege, da dachte er, Ottilie, die er von

früher gut kannte, würde ihn vielleicht heiraten. Das bereitete dieser schweren Kampf. Aus Mitleid und Verehrung wollte sie es wohl tun, aber es war ihr überaus hart, durch die Heirat wieder aus dem sicheren Schutz des Missionshauses hinaus zu müssen. Christian war ja noch Gefangener, und niemand konnte sagen, was die Deutschen mit ihm machen würden, ob Ottilie an seiner Seite nicht wieder schwereren Nöten entgegenging. Die Gemütsbewegung setzte ihr so zu, daß sie beständig schwere Fieberanfälle bekam. Die Missionarin stellte ihr alle Schwierigkeiten der geplanten Heirat vor und sagte ihr, sie müsse sich klar werden, ob es wirklich Gottes Weg mit ihr sei, sonst solle sie es ja nicht tun. Unter Tränen versicherte Ottilie, sie bliebe so unendlich gerne im Missionshaus, aber Christian sei früher immer wie ein Vater zu ihr gewesen, sie schulde ihm Dank, und er bedürfe der Pflege. So gab sie ihr Jawort, und das Paar wurde aufgeboten. Ottilie aber lag fast fortwährend in hohem Fieber und nahm schrecklich ab, trotzdem hielt sie fest daran, daß sie heiraten müsse.

Da zeigte der Herr selbst, daß es doch nicht sein Wille war. Am Tag nach dem letzten Aufgebot wurde Christian völlig unerwartet von der Polizei nach Windhuk geholt, wo die Regierung ihren Sitz hat. Er wurde dort vor Gericht gestellt, vermutlich, um sich zu verantworten, daß er beim Beginn des Aufstandes seinen Missionar gehindert hatte, einige Weiße in seinem Hause vor den Herero zu verstecken. Woche auf Woche ging hin, Eichs hörten nichts, als daß Christian im Gefängnis sitze. Da kam eines Tages die Nachricht, er sei gestorben. Ottilie blieb ruhig, fragte nur, ob er an einer Krankheit gestorben oder erhängt sei. Jetzt brauchte er ihre Pflege nicht mehr, und sie durfte im Frieden des

Missionshauses bleiben. Von Stund an lebte Ottilie wieder auf, und Frau Eich hofft, daß sie ihr eine treue Hülfe bleiben wird.

Meine lieben Leserinnen sehen bei dieser Ottilie, wie früher schon bei dem Bilde, das ich von unserer anderen Magd, Petrine, zeichnete, daß die viel geschmähten Herero gar wohl Liebe und Dankbarkeit kennen und üben, besser sogar, als es manchmal hier bei uns der Fall ist.

Eine christliche Hererofamilie im Glück und Unglück.

1906.

In unserer Gemeinde Otjosazu in Hereroland machte uns die Familie unsers Ältesten Eliphas und seiner Frau Wilhelmine besonders viel Freude und war uns oft zum Trost, wenn wir durch schwere Erfahrungen an anderen Gemeindegliedern niedergebeugt wurden. Hier konnte man recht merken, wie ein lebendiges Christentum auch aus den tiefstehenden Herero neue Menschen macht.

Wilhelmine hatte schon als ganz junges Mädchen bewiesen, daß es ihr Ernst war ums Christwerden. Noch als Heidin besuchte sie die Missionsschule in Okahandja und erhielt dort so tiefe Eindrücke, daß sie bat, in den Taufunterricht aufgenommen zu werden. Ihre Eltern wollten aber nichts davon wissen und hielten es für die einfachste Art, sie davon abzubringen, indem sie das kaum 16jährige Mädchen mit einem Heiden verlobten. Die Hochzeit sollte bald folgen. In ihrer Angst flüchtete Wilhelmine in die Schule und flehte den Missionar an, sie zu schützen vor der Verbindung mit einem Heiden, sonst könne sie ja nicht „beim Wort" bleiben. Die Herero pflegen das Wohnen auf der Missionsstation ein Wohnen „beim Wort" (Gottes) zu nennen, jedenfalls eine schöne Bezeichnung. Mit großer Mühe gelang es dem Mis-

sionar, die Eltern willig zu machen, von der beabsichtigten Verheiratung abzustehen. Das Mädchen besuchte nun den Taufunterricht und wurde nach Jahresfrist in die Gemeinde aufgenommen. Nicht lange darauf wurde sie die glückliche Frau des Großmanns, d. h. vornehmen Mannes, Eliphas.

Dieser war der jüngere Sohn des Häuptlings Kukuri in Otjosazu. Der Alte war den Missionaren und dem Christentum freundlich gesinnt, sandte auch seine jüngeren Kinder zur Schule und hinderte sie nicht, sich taufen zu lassen; er selbst und sein ältester Sohn waren ans Heidentum gefesselt, da der Stammeshäuptling auch der Priester ist. Erst nach vielen Jahren sind auch sie der christlichen Gemeinde beigezählt worden.

Eliphas tat sich als Jüngling schon hervor durch seinen sittlich reinen Lebenswandel. Das Wort Gottes war ihm wert und teuer; er wußte sehr gut Bescheid darin, und als er später zum Ältesten der Gemeinde gewählt wurde, predigte er oft an Stelle des Missionars in herzeindringender Weise seinen Landsleuten. Er hatte eine besondere Gabe dazu.

Gott schenkte dem Ehepaar viele Kinder, von denen sie freilich mehrere in zarter Jugend ihm zurückgeben mußten. Das ging den Elternherzen sehr nahe, aber sie ließen sich dadurch um so näher zum Herrn ziehen. Die übrigen 6 Kinder zogen sie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn und waren auch darin ein rechtes Vorbild für die anderen Gemeindeglieder; denn im allgemeinen steht es in bezug auf Kindererziehung noch sehr mangelhaft bei den Herero; auch zum Schulbesuch werden die Kinder gewöhnlich nicht sorgfältig angehalten. Eliphas schickte die seinen aber regelmäßig, sorgte auch daheim, daß sie ihren Katechismus und die biblische

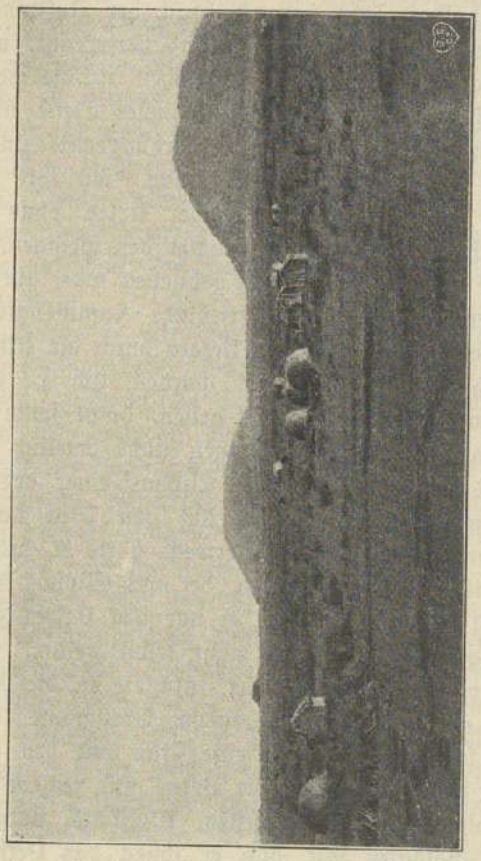
Geschichte lernten. So waren sie stets die tüchtigsten und fleißigsten Schüler und eine rechte Freude für den Missionar.

Die älteste Tochter Meta wurde uns als 13jähriges Mädchen für 1 bis 2 Jahre übergeben, daß sie bei uns die Arbeiten der weißen Leute lernte. Wieviel leichter war es, dies an Ordnung und Reinlichkeit schon daheim gewöhnte Mädchen anzuleiten als ihre meisten Altersgenossinnen, die zu Hause kein gutes Vorbild hatten. Eine kleine Schwester von Meta war mein Patenkind, sie hatte eine große Liebe zu mir und nannte mich zutraulich „Mama".

Eliphas hatte sich an Stelle der runden Lehmhütte ein Haus gebaut mit drei Stuben, mit Türen und Fenstern. Es fehlte auch nicht an einem Tisch und an Stühlen, sogar ein Bettgestell hatte er erstanden. Wilhelmine war überdies im Besitz einer Nähmaschine und sowohl sie wie Meta nähten Hemden, Röcke und Kleider so nett und ordentlich, wie es viele deutsche Frauen und Mädchen nicht verstehen.

Es ist selbstverständlich, daß wir auf unsern Gängen durchs Dorf besonders gern in Eliphas Hause einkehrten; wir waren in herzlicher Liebe mit ihm und den Seinen verbunden und wünschten, daß wir noch viele solcher Familien in der Gemeinde gehabt hätten.

Als die Zeit unsers Fortgangs nahte, meinte Eliphas, er könne unmöglich seinen alten Lehrer ziehen lassen, und es war, als ob er schon etwas von kommenden schweren Zeiten ahne. Herzbeweglich war's, wie die ganze Familie uns beim Abschied noch mit Beweisen ihrer Liebe zu erfreuen suchte. Als ich die 11jährige Hilaria am Abend vor unserer Abreise aufforderte, auch mal an ihre einstige Spielgefährtin, unsere gleichaltrige Tochter in



Kukuris Werft.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Deutschland, zu schreiben, brachte sie mir schon bei Sonnenaufgang ein allerliebstes Briefchen, das ich mitnehmen sollte.

Ein halbes Jahr hernach brach der Aufstand aus; auch unsere Gemeinde wurde ganz versprengt, und als die Herero später von den Deutschen in die wasserlose Wüste gejagt wurden, brach entsetzliches Elend über die Schwarzen herein. Unzählige verhungerten und verdursteten, viele Eltern wußten nicht, wo ihre Kinder geblieben waren, und die Kinder irrten ohne Eltern herum. Eliphas Familie war unter den wenigen, welche trotz aller Not noch beisammen geblieben war, aber welch ein Unterschied gegen das friedliche Familienglück auf der Missionsstation! Als die Herero durch die Missionare nach Jahresfrist aufgefordert wurden, sich in die Gefangenschaft der Deutschen zu geben, dann sollte denen, die sich am Morden der Weißen nicht beteiligt hatten, kein Leid geschehen, da war Eliphas einer der ersten, welcher mit den Seinen sich auf den Weg nach dem Heimatdorf machte. Aber unterwegs hörte er, man habe seinen älteren Bruder gehängt, der nach Eliphas Meinung auch nicht schuldig war, da er nur den Befehl zum Ermorden gegeben hatte, es nicht selbst getan. Obwohl Eliphas völlig unbeteiligt war, fürchtete er, die Deutschen möchten es mit ihm, als einem Großmann, auch so machen, so schickte er nur seine Frau mit den Kindern und floh selbst wieder in die Berge mit seinem erwachsenen Sohn. Den zweitältesten, Willibald, nahmen die deutschen Soldaten mit, daß er ihnen das Versteck des Vaters zeige. Er führte dieselben irre, um diesen zu retten. Das gelang ihm auch; Eliphas entkam, aber Willibald wurde dafür von den Soldaten erschossen. Als der Vater hörte, daß der Knabe um seinetwillen hatte

sterben müssen, zerriß es ihm das Herz; natürlich wollte er sich nun erst recht nicht in die Hände der Deutschen geben. Er floh auf englisches Gebiet und ließ sich als Arbeiter für die Goldminen in Transvaal anwerben. Unsere im Hereroland verheiratete Tochter schrieb ihm einen Brief und beschwor ihn im Namen ihres Vaters, im Lande zu bleiben. Eliphas antwortete ihr, daß er kein Vertrauen mehr zu den Worten und Versprechungen der deutschen Regierung hätte, er könne nicht wiederkommen. Seinen alten Lehrer ließ er grüßen in treuer Liebe und ihm sagen, daß er in allem Jammer seine Hoffnung auf Gott, den Herrn, setze, und von ihm nicht lassen werde.

So wurde er mit vielen anderen Flüchtlingen nach Transvaal eingeschifft. Ob er seine Kinder je wiedersehen wird? Schwerlich. Seine Frau ist inzwischen schon gestorben. Sie war mit den Töchtern und dem kleinsten Sohn nach Swakopmund gebracht, um dort mit anderen Gefangenen im Dienst der Regierung zu arbeiten. Meta, die schon verheiratet war, hatte man von ihrem Manne getrennt; er war an einen anderen Küstenort, Lüderitzbucht, geschickt. Als einer der Missionare kam, um die Gefangenen zu besuchen, fand er Metas Gatten schwer krank; seine erste, angstvolle Frage war, ob der Missionar nichts von seiner Frau wisse. Dieser konnte ihm von ihr berichten. Ob der Missionar denn nichts dazu tun könne, daß sie wieder vereint würden. Dieser versprach sein Möglichstes zu tun, hatte aber keinen Erfolg, und Meta selbst erklärte, sie fürchte sich viel zu sehr vor dem großen Wasser, um sich zu Schiff nach Lüderitzbucht bringen zu lassen.

Die Mutter war inzwischen auch erkrankt und nach Okahandja gebracht, wo die arbeitsunfähigen Gefangenen

der Fürsorge der Missionare übergeben wurden. Aus unserer alten Gemeinde war eine große Anzahl dort zusammengekommen, besonders Alte, Frauen und Kinder, aber jeder Brief berichtete uns, daß der Tod viele von ihnen inzwischen wieder weggerafft habe.

Im vorigen Herbst sandten wir eine Kiste mit Kleidungsstücken für unsere einstigen Gemeindemitglieder nach Okahandja. Auch Wilhelmine hatten wir bedacht. Wir rechneten aus, daß die Sachen gerade zu Weihnachten da sein würden und zur Bescherung benutzt werden könnten. Doch die Sendung kam außergewöhnlich schnell hin, und Frau Missionar E. verteilte die Sachen gleich. Wie froh sind wir, daß sie es tat. Wilhelmine hatte sich so sehr über unser Gedenken gefreut; sie kam gleich, um sich Papier zu einem Dankesbrief zu holen, und — in der Nacht starb sie plötzlich. So hat unser Liebeszeichen ihr noch die letzte irdische Freude bereiten dürfen.

Sie war früher solch kräftige, blühende Frau gewesen, war auch erst wenig über 40 Jahre alt; ohne Zweifel hat der Gram an ihr gezehrt und sie getötet.

Als wir hörten, daß ihr Mann für immer das Land verlassen habe und sie gestorben sei, waren wir sehr traurig; für Wilhelmine konnten wir uns aber freuen, daß der Herr ihr Leid geendet und sie in die himmlische Heimat versetzt hat. Daran brauchen wir nicht zu zweifeln, ist sie Ihm doch treu geblieben in den guten wie in den letzten, so schweren Jahren ihres Lebens.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Reise nach Waterberg.

1904.

So einfach und bequem wie in Deutschland ist in Hereroland das Reisen nicht. Jetzt geht es ja schon eine gute Strecke ins Land mit der Eisenbahn, aber noch vor wenigen Jahren kannte man nur die Fahrten mit den Ochsenwagen, und auch jetzt geht's ohne dieselben nicht nach Orten, die weit vom Schienenstrang liegen.

Vor einigen Jahren machten wir eine Reise nach dem jetzt viel genannten Waterberg, von unserem Wohnort sechs Tagereisen entfernt, wo die jährliche Konferenz der Missionare stattfinden sollte.

Wird es in Deutschland einer Hausfrau oft schon zuviel mit den Vorbereitungen zu einer größeren Reise, so ist das doch ein Kinderspiel gegen eine solche in Afrika. Da man unterwegs keine Gasthäuser findet, so muß man nicht nur Betten mitnehmen, sondern auch genügend Lebensmittel für sich und seine Wagenleute, deren man mindestens drei benötigt. Oft hat man noch Dienstleute bei sich oder sonstige schwarze Reisegesellschaft.

Dann bedarf man für solche Reise die nötigen Kochtöpfe, Eßgeschirr, Eimer, Beil, Riemen, Geräte aller Art, nimmt womöglich auch Reisestühle und Klapptisch mit. Schlachtvieh darf auch nicht vergessen werden und — wenn man mit kleinen Kindern reist — auch noch

Milchvieh. Geht man für längere Zeit auf Reisen, so muß vorher viel Brot gebacken werden, wovon ein Teil zu einer Art Zwieback getrocknet wird. Es wird Kaffee gebrannt, gebuttert und geschlachtet. Dann heißt's: Alles praktisch in den Ochsenwagen einzupacken und vor allem: nichts zu vergessen. Ohne das geht es aber selten ab; man muß nur froh sein, wenn es nicht allzu Nötiges ist, z. B. Salz oder Streichhölzer.

Das Innere des Wagens nimmt in der halben Höhe zum größten Teil das Bett ein, d. h. ein Bettrahmen mit Riemengurten, darauf die Matratze. Unter und hinter dem Bett werden Koffer, Kisten, Reisestühle usw. verstaut. Die Lebensmittel und Eßgeschirre sind in der Vor- und Hinterkiste untergebracht. Erstere dient zugleich als Kutscherſitz, die letztere für etwa mitreisende Dienstleute.

Ganz hinten sind zwei volle Wasserfässer mit Riemen befestigt. Der Herr des Wagens, der Baas, pflegt beim Kutscher auf der Vorkiste zu sitzen; Frauen und Kinder suchen sich auf dem Bett eine möglichst günstige Lage herzurichten.

Nachdem nun Haus und Garten, Schule und Kirche nach Möglichkeit für die Zeit der Abwesenheit versorgt sind, kann die Reise losgehen. Nach dem Fahrplan brauchen wir uns nicht zu richten; wir sind unsere eigenen Herren. Doch nein, eigentlich sind die Ochsen Herren auf solchen Wüstenreisen. Wie oft geschieht's, daß sie nachts davongehen, und man am andern Morgen stundenlang nach ihnen suchen muß. Mit mindestens vierzehn Ochsen ist der Wagen bespannt, bei Frachtfahrten bedarf man sechzehn bis achtzehn. Der Leiter führt die Vorochsen am Tau. Der Treiber oder Kutscher hat eine Riesenpeitsche, mit der er das ganze Gespann vom Bock aus

regieren kann. Jeder Ochse hat seinen Namen, und bei schweren Wegen ist meist ein beständiges Anrufen und Peitschenknallen, wobei noch in Notfällen der Herr des Wagens mit einer kurzen Peitsche nachhilft. Das Schlachtvieh und etwaige Ersatzochsen treibt der Hirte hintendrein.

Solch ein Reisen ist ein rechtes Zigeunerleben, das den meisten Weißen wenig behagt, aber es gibt auch solche, die es lieben. Ein weißes, junges Mädchen, in Hereroland geboren, hielt eine Ochsenwagenfahrt für die idealste Art einer Hochzeitsreise. Auf Federn geht solch ein Gefährt freilich nicht, und harte, ebene Wege sind noch nicht häufig im Hereroland, obwohl die deutsche Regierung sich sehr darum verdient macht. Entweder mahlt der Wagen durch tiefen Sand, welcher Ochsen, Wagen und Menschen in greuliche Staubwolken einhüllt, oder es geht über Steine und Klippen, halsbrecherische Wege, bergauf und bergab, daß man zeitweilig jeden Augenblick das Umschlagen des Wagens erwartet und lieber zu Fuß hinterdrein geht, als darin sitzen bleibt.

In Gesellschaft eines anderen Missionars traten wir im April 1901 unsere Reise nach Waterberg an. Zunächst ging's nur bis Oviombo, einem Filial unserer Station, wo wir den folgenden Tag, einen Sonntag, blieben, und die beiden Missionare Gottesdienst hielten. Die Eingeborenen, die wir persönlich gut kannten, besuchten uns am Wagen, brachten uns Milch und nahmen gerne etwas Kaffee dafür an. In der Frühe des Montags fuhren wir weiter; bald ging unser Weg durch hohe Dornbüsche und war sehr schmal. Plötzlich stieß der uns folgende Wagen des Missionars L. gegen einen Baum, und das ganze Zelt wurde abgerissen. Er fuhr bis auf einen freien Platz und verfertigte sich dort aus Zweigen des Weißdorns

mit Riemen ein notdürftiges Zelt, was nun die Zigeunerwirtschaft vervollständigte, so primitiv war die Geschichte. Wir waren weitergefahren; erst am dritten Tage holte er uns wieder ein, und wir hielten nun treu zusammen.

Anfangs scheint einem solch Reisen besonders beschwerlich, allmählich gewöhnt man sich wieder daran; jedes Ding findet im Wagen und in den Kisten seinen bestimmten Platz, daß man nicht danach suchen muß und es einem am bequemsten zur Hand ist, was eine ganz wesentliche Erleichterung ist. Auch kam alles in eine bestimmte Reihenfolge bei dem steten Aus- und Einpacken an den Ausspannstellen. Allabendlich wurde für mich ein einfaches Schlafzelt hergerichtet, ein Feldbett hineingestellt, während mein Mann im Wagen schlief. Ich konnte dies nicht wegen Atemnot; wenn ich es des Regens wegen einmal mußte, war es mir immer, als sei ich lebendig begraben. Aber draußen schlief ich besser, wenn auch nicht ungestört. Die Wagenochsen, welche man nachts an die Wagendeichsel oder an Bäume mit Riemen anbindet, reißen sich gerne los, und wenn sie dann um mein Zelt herumstrichen und brummten, erwartete ich, daß plötzlich ein Ochsenkopf sich über mich beugen würde. Die Schakale heulten allnächtlich um unsere Wagen, wilde Pfauen krächzten unheimlich, und in Waterberg selbst erschreckte dazu nach Sonnenuntergang stets das Geschrei der Paviane, das von den Bergen überdies widerhallte.

Gegen Morgen wurde es empfindlich kalt, da war man froh, wenn der Wagenleiter bald Feuer anzündete und Kaffeewasser aufsetzte. Natürlich mußte ich mich mit meiner Toilette beeilen, wenn ich merkte, daß die Leute aufstanden und sich am Wagen zu schaffen machten. Der heiße Kaffee tat gut; auch die Leute frühstückten, dann

wurde das Zelt abgebrochen, alles, was ausgepackt war, wieder im Wagen verstaut, wobei unser Treiber Timotheus sich geschickt und flink erwies, und nun ging's an das Wiedereinspannen der Ochsen, was immer viel Zeit in Anspruch nahm, da die Herren Ochsen sich nicht allzu willig unters Joch beugen. Oft muß eine wilde Jagd angestellt werden, um sie wieder einzufangen. Der Lärm dabei ist ohrzerreißend, ich entging demselben gerne und wanderte dem Wagen ½ bis 1 Stunde lang voraus.

Wunderbar schön ist's sogar in der Wüste in der Morgenfrühe. Die ganze Natur ist noch so frisch, die Vögel singen, sonst alles so still und feierlich. Bei solch einsamen Wanderungen durch die Wüste war's mir stets ganz wunderbar zumute; es war mir wie ein Stück Ewigkeit, das mich umgab. Wie viele Gedanken über Zeit und Ewigkeit stiegen da auf; ich sagte mir Lieder vor. Das „Kommt, Kinder, laßt uns gehen" von Tersteegen schien mir stets so besonders passend für die Wüstenwanderung. Jedesmal war es mir schwer, wenn der mir nachkommende Ochsenwagen mit all seiner Prosa mich in die Gegenwart zurückrief. Wenn ich sonst am Tage ging, blieb ich kurz hinter dem Wagen, um stets wieder aufsteigen zu können, wenn ich ermüdet war, denn wenn man auch mit den Ochsen Schritt halten kann, so muß man doch schnell gehen, was bei der Hitze des Tages nicht leicht ist. Überdies ist das Wandern in dem Lärm und oft sehr argen Staub des Wagens kein Vergnügen, nur eine Abwechslung vom langen Sitzen und Liegen.

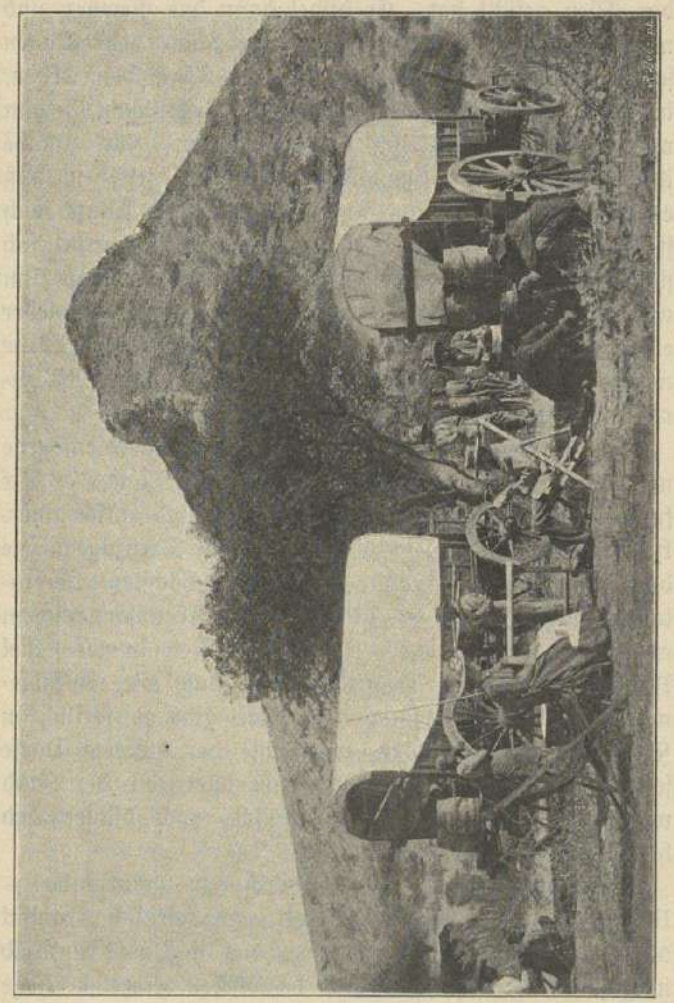
Ist man nun einige Stunden so gefahren und die Mittagssonne macht Menschen und Tiere schlaff und matt, so wird ausgespannt. Des Hirten Amt ist jetzt wie auch abends, die Ochsen zu weiden. Der Treiber, welcher die

anstrengendste Arbeit bei der Fahrt hat, darf sich ausruhen, höchstens kocht er das Essen für sich und seine Gefährten. Der Ochsenleiter hat das Feuer für seine Herrschaft anzuzünden und zu unterhalten, je nach Wunsch auch zu kochen. Doch wird eine deutsche Frau dies meist lieber selbst tun, denn die Reinlichkeit der Herero läßt viel zu wünschen übrig. Wenn eben möglich, so spannt man unter einem großen Baume aus, aber das feine Laub der Dornbäume gewährt viel weniger Schatten als das von deutschen Eichen oder Buchen.

Darum spannt man gern ein Sonnensegel an der einen Wagenseite auf, um wenigstens etwas Schutz vor den sengenden Strahlen der afrikanischen Sonne zu haben. Ein Fellteppich wird auf den Boden gebreitet, die Reisestühle und — wenn man es bei sich hat — ein Reisetischchen werden aus dem Wagen geholt, der Vorkiste die nötigen Geschirre und Lebensmittel entnommen, und nun kann gekocht werden. Ein eiserner Dreifuß wird über das Reisigfeuer gestellt und Töpfe mit langem Stiel benutzt, zum leichteren Abnehmen vom offenen Feuer.

Die „Padkost", wie man sagt, besteht aus gekochtem Fleisch und Reis, der in der Brühe mitgekocht wird. Das bekommen die Eingeborenen, das essen die Weißen, doch machen sich diese auch wohl zur Abwechslung allerlei anderes, es werden sogar Frikandellen und Braten gemacht, Kartoffeln und Suppe gekocht. Aber meist begnügt man sich mit dem Einfachsten, um nicht so viel Mühe zu haben. Konservenbüchsen spielen eine große Rolle auf den afrikanischen Reisen, aber davon können Missionare sich nur wenig leisten. — Ist es nicht allzu heiß und dazu windstill, so kann man sich diese Zigeunerwirtschaft noch gefallen lassen. Aber wehe! wenn der Wind beständig den Sand aufwirbelt und in die Koch-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Rast auf der Reise.

töpfe oder gar in die Teller fegt, auf die man sich gerade das Essen gefüllt hat. Er bildet dann das Gewürz, und man muß sich damit trösten, daß Sand den Magen scheuert. Den Teller hat man auf dem Schoß beim Essen, im besten Falle auf dem wackeligen Reisetischchen, man vermag kaum das Fleisch zu zerschneiden. Für manche ist das alles recht vergnüglich. Ich muß gestehen, daß es mir selten gut schmeckte auf Reisen, ich sehnte mich stets nach einem gedeckten Tisch, an dem man ordentlich sitzen kann. Ebenso notdürftig ist nun das Spülen. Nun wird noch Kaffee gebraut, dann alle Gerätschaften wieder eingepackt, noch ein wenig geruht und um 2 oder 3 Uhr wieder eingespannt und bis zum Abend gefahren, zuweilen auch noch einen Teil der Nacht.

Beim Beginn unserer Fahrt hatten wir die Berge noch ganz nahe, aber bald wurde das Land — wir fuhren nach Norden — immer ebener und einförmiger. Hie und da sah man in der Ferne hohe Bergzüge. Die drei Kegel der Omatako-Berge, der höchsten Hererolands, nahmen sich im Morgen- und Abendsonnenschein allerdings prächtig aus. Aber wir hatten immer soviel Rühmens von dieser Gegend gehört, daß wir im allgemeinen doch enttäuscht waren. Gras gibt es freilich in Fülle, und wir wünschten, es möchte bei unserem Dorfe so sein; aber meist war es schon dürr, und der Sand war noch tiefer und die Dornbüsche noch dichter und höher als bei uns.

Nur einen Tag, als wir durch den Omuramba — Niederung — fuhren, haben wir uns wirklich erquickt an der Gegend: Frisches Gras, das wie ein Kornfeld kurz vor der Ernte wogte, dazwischen einzelne hohe Bäume, dazu eine Menge der hohen Ameisenhaufen, die so malerisch aussehen, besonders wenn sie mit Grün um-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wachsen sind; meist machen sie den Eindruck von Denkmälern in Obeliskenform, so daß wir träumen konnten, wir führen durch einen großen Park. Zuweilen stehen die Bäume dicht zusammen und in Menge, da fühlt man sich fast in einen deutschen Wald versetzt. Eigentliche Wälder hat Hereroland nicht aufzuweisen; fast nur die Ufer der Flußbetten sind mit schönen Dornbäumen bewachsen.

Immer fließende Flüsse hat Hereroland nicht. Als ein junges Mädchen ihre erste Wagenfahrt von der Küste ins Land hinauf machte, wurde ihr gesagt: „Sieh, da hinten ist auch der Fluß." — „Ja, wo denn, ich sehe kein Wasser?" — „Wasser ist auch nicht da, aber du siehst doch die Reihe hoher Bäume? Dort ist der Fluß."

Im Omuramba fielen mir viele neue Arten von Vögeln auf. Zum ersten Male sah ich auch die Riesennester der Gesellschaftsvögel auf den großen Bäumen. Unzählige luftige Grasnestchen wiegen sich an den äußersten Zweigen anderer Bäume. Fast glaubt man von weitem einen Birnbaum mit schönen, großen Früchten zu sehen.

Wild sah man wenig; einmal begegnete mir auf einer Morgenwanderung ein Fuchs, der gerade einer Schar Perlhühner nachschlich; zuweilen erblickten wir die hübschen Steinböcke, auf die dann angelegt wurde, aber nur einmal gelang es, ein Tier zu schießen.

So sehr wir dem Lande noch Regen wünschten, so durften wir doch nur dankbar sein, daß wir auf dieser Fahrt keinen bekamen, denn im Omuramba-Tal kann er sehr bedenklich werden. Wenn der Fluß abkommt, steht auch die ganze Niederung unter Wasser, und dann sinken die Wagen so tief ein, daß sie kaum wieder herauszukriegen sind.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ein Missionar reiste einmal diesen Weg mit seinen zwei kleinen Kindern, blieb stecken und mußte zwei Wochen da sitzen, keine beneidenswerte Lage! Dazu gingen die Speisevorräte auf; nur entfernt vom Wagen konnte notdürftig Feuer unterhalten werden; die Kinder wollten sich natürlich nicht ruhig halten lassen, aber wie sie vierzehn Tage unterhalten? Wie dankbar war der Missionar, als man endlich den Wagen freimachen und weiterfahren konnte. — Wir mußten uns darauf gefaßt machen, daß es uns auch so gehen möchte, darum nahmen wir reichlich Lebensmittel, Lektüre und ich auch Handarbeit mit, zum Glück ohne Not.

Die Gegend war bei all ihrem Grasreichtum völlig menschen- und ochsenleer. Früher weideten dort Tausende von Rindern des Häuptlings Kambazembi in Waterberg; 1897 in der Pestzeit ist aber sehr viel Vieh eingegangen. Zwei Tage fuhren wir in der uns völlig fremden Welt herum, ohne nur einen Menschen zu treffen, der uns hätte sagen können, wo die Wasserstellen seien, wie groß die Entfernungen zwischen denselben, ob wir schnell oder gemächlich zu reisen hatten, um am 27. April in Waterberg zu sein. So mußten wir nur darauf losfahren, bis wir anderthalb Tag vor Waterberg nach Osire kamen, wo wir endlich wieder Menschen fanden.

An einem Scheidewege, wo wir schon am dritten Tage unserer Reise erwarteten, mit zwei anderen von Okahandja kommenden Wagen zusammenzutreffen, fanden wir statt dieser einen Zettel an einem Baum befestigt: „Liebe Brüder, wir fahren langsam vor, kommt schnell nach.“ Aber mit dem langsamen Fahren war's nicht weit her gewesen, und erst am vorletzten Reisetag holten wir die beiden anderen Wagen ein; wir fanden bei den-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

selben vier Missionare, eine Missionarsfrau und einen Knaben von fünf Jahren. Nun fuhren wir zusammen weiter. — Am letzten Morgen, als wir alle fröhlich dem nahen Ziel unserer Reise entgegensahen, wurden wir unerwartet in tiefe Trauer versetzt. Ein Bote kam uns von Waterberg entgegen mit der Nachricht, daß Frau Missionar B. auf der Fahrt zur Konferenz am Fieber gestorben sei. Ganz gesund hatte sie mit ihrem Manne ihre Station verlassen, unterwegs bekam sie Malaria, und bald sah man, daß der Zustand der Kranken bedenklich war. Was nun? Man war schon halbwegs Waterberg und nirgends ein Dorf, wo Missionar B. hätte bleiben können mit seiner sterbenden Frau. So fuhr er weiter mit Missionar D. und Frau, an denen er große Hilfe hatte. Zum Glück war's ebener Weg, und die Kranke, die schon nicht mehr bei Besinnung war, schien nicht viel zu leiden. Aber was das heißt: im Ochsenwagen krank liegen und sterben, davon macht man sich in Deutschland keine Vorstellung. Am dritten Morgen ging Frau B. heim. Nun wurde so schnell wie möglich weitergefahren; Boten wurden vorausgesandt mit der traurigen Nachricht. Am anderen Morgen kamen die Wagen an. Fertige Sargbretter, für die man auf den Missionsstationen immer sorgt, waren vorhanden, sie mußten nur zusammengeschraubt werden. Um 10 Uhr fand dann die Beerdigung in schöner, feierlicher Weise statt. Das war am Tag vor unserer Ankunft gewesen. Der tieftrauernde Witwer war doch voll Dank, daß er jetzt nicht auf seiner einsamen Station war, sondern diese erste, schwere Zeit im Kreise der Freunde, deren Teilnahme ihm wohltat. So war unser Einzug in Waterberg — genau eine Woche nach unserer Abreise — ein recht ernster, und die ganze Konferenz stand unter dem

Eindruck dieses schnellen Todes, aber doch war das Zusammensein sehr schön und harmonisch. Am ersten Sonntag, nach dem Gottesdienst, wanderten wir alle zum Friedhof, und um den frischen, mit Palmzweigen und Kränzen geschmückten Grabhügel stehend, hatten wir eine ernste Feier. Wir sangen mehrere Lieder, die so im vollen deutschen Chor wunderschön erklangen.

Wir waren dreizehn Herren, vier Frauen und vier Kinder, ein großer Kreis, und die Hausfrau hatte tüchtig Arbeit mit der Bewirtung, so daß natürlich wir andern Frauen fleißig halfen. Das Missionshaus bot genügend Raum zum Aufenthalt bei Tag, und fürs Schlafen war auch gesorgt. Das Wagenhaus war mittels Scheidewand zu einigen Gastzimmern hergerichtet, zwei Stübchen waren im Haus selbst für Gäste geräumt, und für die Herren, welche ohne Frauen gekommen waren, hatte man Wellblechbaracken errichtet. Sonst schläft man auch wohl bei Besuchen in seinem Wagen. Wenn aber von den Hauswirten Zimmer zur Verfügung gestellt werden, so ist man dankbar. Des weiteren bedarf es nicht, denn man führt im Ochsenwagen ja seine Betten und alles, was sonst nötig ist, mit. Die Wagenleute holen Wasser und helfen, wo man's wünscht. Sie haben nun gemächliche Tage, außer den Hirten, die jeden Morgen mit den Ochsen auf die Weide ziehen müssen. Da versammeln sich dann die vielen Eingeborenen von all den Wagen und halten eine Konferenz für sich. Natürlich gibt man seinen Leuten die tägliche Kost; nur wir selbst sind die Gäste des Stationsmissionars. Das Missionshaus liegt am Berge, die Hütten der Eingeborenen zum Teil noch viel höher bergauf, zum Teil unten im Tal, wo es aber sehr ungesund ist. Der Waterberg erinnerte uns sehr an den

Tafelberg bei Kapstadt mit seiner schroffen Felswand und dem Plateau oben. Viele starke Quellen kommen vom Berge herab, wohl einzig in dieser Art im Hererolande. Auf den verschiedenen Bergterrassen konnten die Leute prächtige Gärten und Weizenfelder anlegen, was sonst nur in und an den Flußbetten möglich ist wegen der mangelnden Bodenfeuchtigkeit.

Eines Mittags wurde ein allgemeiner Spaziergang vorgeschlagen; den Herren brummten die Köpfe von allen Sitzungen, die sie von früh bis spät hielten. Natürlich sollte das Plateau des Berges erstiegen werden. In einer Stunde kann man oben sein, aber der Weg ist ziemlich mühsam, meist über Felsgeröll. Herrlich ist es aber oben, selbst schon unter der letzten, hohen, senkrechten Felswand, wo die schwächeren Leute sich ihr Ziel setzten. Nur an einer Stelle ist eine Art Schlucht, welche den Aufstieg auf das Plateau des Gebirgszuges ermöglicht. Jubelnd stürmten die jüngeren Leute voran, die älteren folgten. Auch die meisten Wagenleute waren mit. So war es eine stattliche Versammlung, die sich uns Zurückgebliebenen auf der Höhe hart an dem schroffen Felsabhang zeigte. Bei der klaren Luft konnten wir uns gegenseitig verständigen und ebenso die vielen, schönen Lieder hören, die oben begeistert gesungen wurden, endend mit einem Hurra auf den Waterberg. Erfreut und erfrischt kam die Gesellschaft nach Hause.

Dem alten, fast blinden Häuptling Kambazembi statteten die Missionare in corpore einen Besuch ab. Er saß vor der Tür seines Hauses. Nach der Begrüßung bettelte der Alte um Tabak, Kaffee usw., weil er so arm jetzt sei. Als mein Mann ihm seine Größe und seinen Reichtum vorhielt und sagte: „Siehe, so viele Missionare sind zu deinem Platz gekommen hungrig und durstig,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

jetzt mußt du großer Mann nicht tun, als wenn du ein armer Schlucker seiest," da antwortete er: „Wir sind immer gute Freunde gewesen, ich werde dir ein Schaflämmchen schicken."

Als die Missionare wieder zu Hause waren, wurde mein Mann herausgerufen. Da stand Kambazembis Sohn und sagte: „Mein Vater schickt dir dieses Kälbchen zum Essen, er hat nichts anderes." Es war aber ein großer, fetter Ochse, der geschlachtet und unter Weiße und Schwarze zur Rückfahrt verteilt wurde. Natürlich sandte man dem alten Häuptling eine Gegengabe zurück, bestehend aus Reis, Kaffee und Zucker.

An den beiden Sonntagen, die wir in Waterberg verlebten, genossen wir alle dankbar die deutschen Gottesdienste, die nachmittags gehalten wurden. Auch einige andere in Waterberg ansässige Deutsche beteiligten sich daran. Die einsam wohnenden Missionarsleute haben oft nur bei der jährlichen Konferenz Gelegenheit, eine deutsche Predigt zu hören und geistigen Austausch zu pflegen. Das ist auch ein Entbehren, für das man in der alten Heimat nur geringes Verständnis findet.

Dienstag wurde die Konferenz geschlossen und gerüstet zur Heimreise. Nach verschiedenen Richtungen fuhren acht Wagen. Südwärts waren es wieder vier. Bewegten Herzens schied man voneinander mit einem: „Auf Wiedersehen bei der nächsten Konferenz, so Gott will!"

Bei der gemeinsamen Heimreise zeigte sich's: „Wer einen Begleiter hat, hat einen Herrn." Einer wollte nachts fahren, tags länger ruhen, der andere erst morgens gemächlich Kaffee trinken vor dem Aufbruch; der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erste Wagen spannte mittags oder abends schon aus, während andere noch gern weiter gefahren wären. Andererseits war es auch recht hübsch, in so großer Gesellschaft zu reisen. War z. B. eine Zeitlang offener Weg, wie am ersten Morgen nach unserem Aufbruch, und der Staub hüllte die Kolonne noch nicht zu sehr ein, so war der stattliche Zug ein prächtiger Anblick. Die weißen Wagensegel glänzten im Sonnenschein, und von unserem, als dem hintersten Wagen, schaute man durch alle übrigen durch.

Die Herren besuchten einander hin und her auf den Wagen, um die langen Fahrstunden durch Unterhaltung zu kürzen. Waren die Ausspannplätze mittags und abends günstig, d. h. boten sie Raum genug, daß die Wagen nahe beisammen stehen konnten und mittags auch Schatten fanden, so war es sehr nett, sich nach dem Kochen und Essen zusammenzusetzen. Flammten am Abend dabei 7 bis 8 helle Feuer auf, so machte das Lagerbild einen ganz eigenartigen, reizvollen Eindruck. Die Weißen saßen ums Feuer auf ihren Reisestühlen oder Schemeln, die Eingeborenen kauerten auf der Erde um ihre Feuerplätze und hatten immer so viel zu erzählen und zu lachen, daß man meist erst ernstlich Ruhe gebieten mußte, um schlafen zu können.

Allzu lange konnte man nicht aufbleiben, einmal waren wir alle stets so schlafbedürftig, und dann wurde es um 9 Uhr doch auch empfindlich kalt. Doch konnte ich stets in meinem Zelte schlafen, ohne sehr zu frieren.

Hatten wir auf der Hinfahrt schon schlechtes Wasser, so war es nun gar so, daß mir oft genug davor ekelte. Ist das Wasser in Brunnen, so ist's noch erträglich, aber

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

oft genug muß es aus Pfützen genommen werden, wo die Ochsen hineintreten, und woraus sie saufen. Oft waschen sich die Eingeborenen auch noch darin und füllen es dann in die Wasserfässer. Frau V. war ganz auf ihre Leute angewiesen, ließ dieselben aber auch gewähren. Einmal sagte sie, ohne alle Erregung: „Heute hatte ich doch allzu schmutziges Wasser!" Da hatte mein Mann gesehen, wie ihre Wagenleute aus einer wirklichen Pfütze das Faß füllten, weil das bessere Wasser mühsamer zu schöpfen war. Unsere Leute kannten schon meine Empfindlichkeit und bemühten sich wirklich sehr, mir möglichst reines Wasser zu bringen. Einer von ihnen bat mich sogar einmal um ein Tuch, um es durchzuseihen. Frau V. aß sogar mit ihren Leuten, wenn sie zu müde war, für sich zu kochen und ließ dieselben alles nach Hereroart tun; ich mußte mich schütteln, als sie es mir erzählte. „Ja," sagte sie, „am ersten Tage war ein bißchen viel Sand in der Kost, ich sagte ihnen, das dürfe nicht sein, seitdem geht es etwas besser." Und doch hält sie zu Hause sehr auf Reinlichkeit. Es ist ein entschiedener Vorzug, wenn man sich bei solchen Wüstenreisen über allerlei hinwegsetzen kann.

Der letzte gemeinsame Reisetag war ein Sonntag; es wurde nicht gefahren, dagegen den Wagenleuten und einigen dort wohnenden Herero ein Gottesdienst unter einem Baum gehalten, und hernach versammelten wir Missionarsleute uns zu einer Bibelbesprechstunde. Das war ein schöner Schluß unseres Beisammenseins. Nun hieß es auch hier Abschied nehmen, drei Wagen fuhren rechts, der unserige links.

Am vorletzten Morgen unserer Reise ging ich wie sonst dem Wagen voraus, so glaubte ich wenigstens. Ich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

war schon lange gewandert, wunderte mich, daß ich noch immer nichts von dem nachkommenden Wagen hörte. Ich setzte mich ermüdet an den Weg und wartete. Endlich wurde es mir doch bedenklich, sollte ich den falschen Weg gegangen sein? Aber wen fragen in dieser Wüsteneinsamkeit? Zu meinem Glück hatte ein Händler in der Nähe ausgespannt. Ich ging zu ihm und fragte um den Weg nach Oviombo. Er zeigte mir den, welchen ich gekommen war. „Das kann doch nicht sein," sagte ich, „den Weg bin ich ja gekommen." — „Es ist doch so," war die Antwort. Er bot mir freundlich einen seiner Leute als Wegweiser an, was ich dankbar annahm. Als ich mit dem Herero im Gehen die Sache besprach, dämmerte mir endlich auf: ich war zurückgegangen statt voraus. Nun war ich ja in keiner besonderen Not, aber wie sollte ich den Wagen einholen? Mein schwarzer Begleiter lief voraus, ich eilte hinterher, so schnell ich konnte, wußte ich doch, in welcher Angst mein Mann um mich sein würde. So war es auch. Erst war man ohne Sorgen gefahren — niemand hatte bemerkt, daß ich rückwärts gegangen sei —, dann meinte der Treiber Timotheus: „Die Juffrouw ist heute aber sehr weit gegangen." Man fing an, auf die Fußspuren zu achten, aber die meinen fanden sie nicht. Nun war der Schrecken groß. Man glaubte, ich sei durch die Büsche gegangen und habe den Weg verloren. Mein Mann ließ ausspannen und nun wurde nach mir mit großer Angst gesucht, denn ein Verirren ist dort im Lande sehr gefährlich. Wie mancher Deutsche ist schon verdurstet in der Wüste, weil er vom Wege abgekommen war.

Da kam mein Bote und brachte die beruhigende Kunde, und nicht lange darauf langte ich selbst an, aufs

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

höchste erschöpft. Wir dankten Gott, daß das Abenteuer noch so gut abgelaufen war. Mein Mann wollte mir aber kaum mehr gestatten, den Wagen zu verlassen. Aber nun waren wir auch bald daheim. Am folgenden Mittag durften wir nach dreieinhalbwöchiger Abwesenheit, wovon fünfzehn Tage auf die Hin- und Rückfahrt kamen, wieder in unser Dorf einziehen, von der Gemeinde mit Freuden bewillkommt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Missionsleben in Südwestafrika.

1907.

Hereroland! Wer es einst gekannt und jetzt so völlig verändert wiedersieht, dem scheint es nicht mehr dasselbe Land zu sein. Nur die Sandwüste, welche dieselbe geblieben ist, mutet uns noch vertraut an, und gleichfalls die schwarzen Gestalten der Eingeborenen. Aber nicht mehr als Besitzer großer Viehherden finden wir sie heute, sondern als Knechte der Weißen, welche jetzt die Herren im Lande sind.

Schon bei der Landung sieht uns alles so wunderbar und fremd an. Wir befinden uns ja auch nicht in Walfischbai wie einst, sondern im deutschen Hafen von Swakopmund, damals noch eine völlige Einöde, jetzt ein Städtchen mit schönen Regierungs- und Privatbauten und etwa 4000 weißen Bewohnern. An Hotels und Restaurants ist kein Mangel, ebensowenig an Läden, die zum Kauf anbieten, was nur das Herz begehrt. Wir finden eine Brauerei, einen Schlachthof, eine Dampfwäscherei. In der Buchhandlung sind die neuesten Erscheinungen der Literatur ausgelegt. Die wöchentlich erscheinende Zeitung gibt uns Bescheid über alles, was im Lande vorgeht, und die Anzeigen in dem Blatt laden zu allerlei Vereinen und Festlichkeiten ein, gerade wie hier in Deutschland. Wer hätte sich so etwas träumen lassen in Hereroland!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nun führt uns sogar die Eisenbahn statt des Ochsenwagens hinauf ins Land, und in Karibib, Omaruru, Okahandja und besonders in Windhuk, dem Regierungssitz, finden wir es ähnlich wie in Swakopmund. Die Häuser, obwohl fast durchweg einstöckig, sind meist von außen so schmuck und im Innern so wohnlich, z. T. sogar vornehm eingerichtet, daß wir uns in Deutschland glauben. Solche einfache Bauten, wie sie vor 40 Jahren ausgeführt wurden, kennt man selbst auf einsamen Farmen fast nicht mehr.

In verhältnismäßig kurzer Zeit hat sich der große Umschwung vollzogen, der ganz langsam begann, als Südwestafrika 1885 deutsches Schutzgebiet wurde, und damit die Besiedelung des Landes durch Deutsche ihren Anfang nahm. Aber erst seit 1900 etwa, als die Eisenbahn gebaut, Telegraph und Telephon angelegt wurden, zeigte sich die Hauptveränderung.

Hat der Aufstand auch viel fleißige Arbeit der Ansiedler vernichtet, so ist man doch schnell bemüht gewesen, das Zerstörte besser und schöner wieder aufzurichten.

Die mancherlei Klagen, besonders der neu ins Land Kommenden über alles, was man in Afrika entbehren muß, scheinen denen, welche die alten Zeiten noch miterlebt haben, sehr nichtig. Freilich, Südwestafrika ist nicht Deutschland, und das Leben in einer neu gegründeten Kolonie kann nicht dasselbe sein, wie in einem alten Kulturstaat, aber leben läßt es sich schon dort, zumal auch das Klima nicht ungünstig ist.

Es möchte für manche Leser von Interesse sein, mit uns einen Rückblick zu tun in die Verhältnisse des Landes vor 30—40 Jahren, mit besonderer Berücksichtigung des Missionslebens zu damaliger Zeit.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Den Reisenden wollen heutzutage die 3—4 Wochen direkte Fahrt von Hamburg resp. Antwerpen nach Swakopmund schon zu lang werden, und sie schelten, daß die kleine Eisenbahn sie von dort nicht mit Schnellzuggeschwindigkeit ins Innere des Landes befördert. Wie ganz anders ging das früher zu!

Bis zum Jahre 1872 noch reisten die Missionare der größeren Billigkeit halber mit dem Segelschiff von England nach Kapstadt in etwa 2½ Monaten. Von dort führte sie nach oft wochenlangem Warten ein elender, kleiner Strandsegler in 10—12 Tagen nach Walfischbai. Hier angekommen, hieß es erst recht, sich mit Geduld zu wappnen. Bis ein Ochsenwagen von Otjimbingue zur Abholung kam, vergingen wieder Wochen, und in Walfischbai fanden die Reisenden nur den allerdürftigsten Unterschlupf. In mühseliger Fahrt ging es nun ins Land hinein durch völlig menschenleere Einöden, und wenn nicht besondere Hindernisse sich in den Weg stellten, so durfte man nach 8—14 Tagen die erste Missionsstation Hererolands, Otjimbingue, erreichen. Die ganze Reise von Deutschland, die man jetzt in 4 Wochen macht, hatte etwa ein halbes Jahr in Anspruch genommen.

Außer den Missionaren gab es erst wenige Weiße im Lande, und auch von diesen Deutsche nur in geringer Zahl. Einige Händler hatten sich auf den Missionsstationen niedergelassen; mit Farmen wurde gerade von Missionskolonisten der Anfang gemacht. In der Hauptsache aber widmeten sich die Weißen der damals noch überaus ergiebigen Jagd. Wohl waren die Gefahren derselben nicht gering, aber der Gewinn aus den erbeuteten Elefantenzähnen und Straußenfedern lohnte auch ganz anders als der Farmbetrieb.

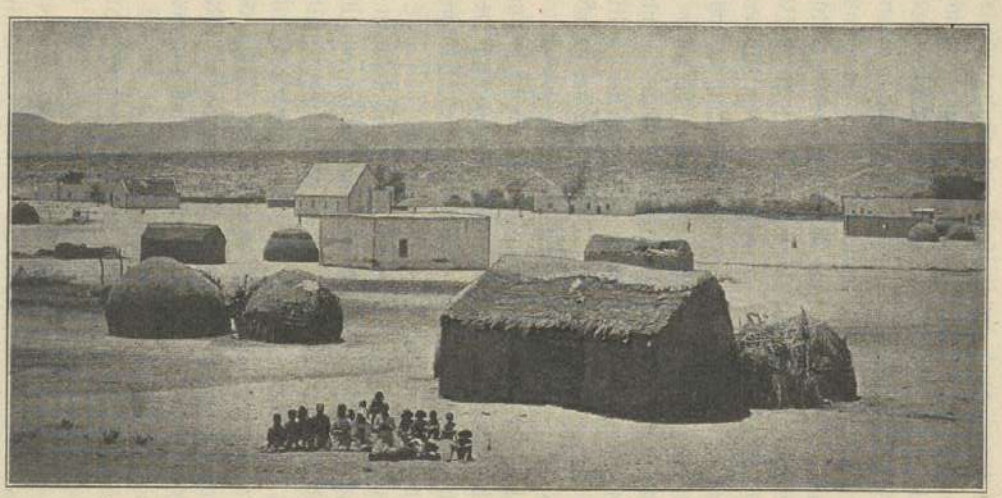
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Weißen hatten von den Eingeborenen wenig zu fürchten, obwohl die Völkerstämme untereinander in fast unaufhörlicher Fehde lebten und sich da oft grausam gegen ihre Feinde zeigten. So hackten die siegreichen Nama oft den Hererofrauen Beine und Arme ab, um schnell in den Besitz ihrer wertvollen Eisenringe zu gelangen.

Der junge Missionar, der in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts neu ins Land kam, machte in Otjimbingue die erste nähere Bekanntschaft der Eingeborenen. Er ist ganz überrascht, neben den nackten Heiden auch schon so viele anständig gekleidete und gesittete Schwarze zu sehen. Ja, diese sind schon Christen und die Frucht vieljähriger, treuer Missionsarbeit. Auch in Otjikango, einige Tagereisen weiter, ist schon eine christliche Gemeinde.

Nachdem nun der junge Missionar die ersten Jahre bei einem älteren Kollegen die Sprache der Herero in etwas gelernt, und bei ihm vikariiert hat, muß er eine neue Station anlegen, denn es gilt, immer weiter vorzudringen in die noch völlig heidnischen Gebiete. Die Missionare pflegen häufige Untersuchungs- und zugleich Evangelisationsreisen zu machen, um mit den Leuten Fühlung zu gewinnen. Nicht überall werden sie willkommen geheißen, aber manche Häuptlinge sind doch damit zufrieden, daß ein Missionar sich bei ihnen niederlassen will. Wenn nun alles mit dem betreffenden Ortshäuptling verabredet und der Platz ausgesucht ist, kann der Stationsbau beginnen.

Als vorläufigen Unterschlupf läßt der junge Missionar sich eine Riedhütte von Hererofrauen machen; bei dem eigentlichen Hausbau müssen aber Männer helfen. Schon sie willig zu machen, ist eine schwere Sache, denn



Otjimbingue.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sie sind gar nicht gewöhnt zu arbeiten. Mit dem Versprechen guten Lohnes nebst Kost und Tabak lassen sich endlich einige herbei zu helfen; ihre Leistungen scheinen ihnen selbst so groß, daß sie ganz unverschämte Forderungen machen. Dabei stellen sie sich unsagbar dumm an, sind im Nu müde und wollen ausruhen von der ungewohnten Anstrengung. Und doch tun sie nur Handlangerdienste; die eigentliche Arbeit bleibt für den Missionar. Bis zur Fensterhöhe baut er mit Bruchsteinen, das Weitere mit Luftziegeln, welche er die Herero zu machen lehrt; er muß aber auch dabei mitarbeiten, wenn es etwas geben soll. Dann gibt es Bäume zu fällen und zu Dachbalken zuzuhauen; das Dach, zugleich Stubendecke, wird mit Ried und Lehm gemacht: an Wellblechdächer wird noch nicht gedacht, ebensowenig an Bretterfußböden. Statt dessen wird Lehm festgestampft und mit verdünntem Kuhmist bestrichen nach Hereroart. Kalk hat der Missionar auch noch nicht, so tüncht er die Zimmerwände mit weißem Lehm.

Wer nicht selbst solchen Hausbau im heißen Lande mit eigenen Händen gemacht hat, ahnt nicht, welche unsägliche Mühen das kostet. Vor übergroßer Müdigkeit sinkt der Missionar abends oft unausgekleidet auf sein hartes Lager. Seine Hände werden so rissig, daß er kaum noch die Feder führen kann; an Sprachstudien ist kein Gedanke, aber er lernt doch manches durch den steten Verkehr mit den Eingeborenen.

Ein Wohnzimmer und eine Schlafkammer sind fertig, und eine vorläufige Küche aus Ried. Nun hält es den einsamen Mann nicht länger; er lohnt seine Arbeiter ab und spannt den Ochsenwagen an, um seine Gattin und sein inzwischen geborenes Töchterlein zu holen. „Endlich ein eigenes Heim," so jubelt er in seinem Herzen. Ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gessen ist die furchtbare Mühe der letzten Monate, und an den Weiterbau des Hauses und der übrigen Stationsgebäude mag er jetzt auch noch nicht denken.

Bald kommt der ersehnte Tag, wo er mit seinen Lieben einziehen darf. Noch einige Stunden Fahrt, dann sind sie am Ziel. — Warum wird dem jungen Missionar aber mit einem Mal so bange ums Herz? Sie haben gerade von der deutschen Heimat geredet, und über die Briefe von ihren Lieben dort, welche die Post kürzlich gebracht hat. Im Gedanken an Deutschland scheint ihm das kleine Häuslein in der Wüste, das er mit soviel Liebe gebaut hat, so armselig und gering. Was wird seine Frau dazu sagen? Wird sie sich dort heimisch und glücklich fühlen können? Freilich, sie ist schon über ein Jahr im Lande und hat Einblick gewonnen ins Missionsleben, aber sie lebte auf Otjimbingue, wo man längst über den Anfang hinaus war und die Häuser bei größter Einfachheit doch behaglich und geräumig waren. Mehrere weiße Familien wohnten dort, so fehlte es nicht an Verkehr, und eine schwarze Gemeinde versammelte sich sonntäglich in dem schmucken Kirchlein um Gottes Wort. Von alledem findet sie auf dieser neuen Station nichts. Der Platz ist noch ebenso wüste wie die Menschen, und das Häuslein bietet nur den allernötigsten Raum.

Doch er hat keinen Grund zu sorgen. Ein ebenso frommes wie mutiges Herz hat ihm Gott beschert in seinem Weibe. Ist sie enttäuscht, so läßt sie jedenfalls nichts davon merken. So glücklich, als wäre das Häuslein die schönste Villa, nimmt sie Besitz von dem eigenen kleinen Heim, und unter ihren geschickten Händen gewinnen die Räume gar schnell ein gemütliches Aussehen. Die wenigen Möbel erhalten den rechten Platz; die Schließkisten, in denen Kleider, Wäsche usw. übers Meer

gekommen sind, bilden die Ergänzung der Einrichtung. Den Lehmfußboden, der nach Landesart allwöchentlich mit Kuhmist neu geschmiert wird, belegt sie mit Schaffellen. Als dann erst die Bilder an den Wänden hängen, fühlen sich die beiden wirklich heimisch, und mit getrostem Mut beginnen sie das neue Leben.

Ja, Mut und Gottvertrauen haben sie nötig, mehr, als sie sich vorher klar machten. Es ist keine Kleinigkeit um solchen Anfang. Mit einem Herzen voll Liebe kommen sie den Eingeborenen entgegen: ihr Beruf, die Seelen dieser Heiden für den Herrn zu gewinnen, steht ihnen so ideal vor, aber sie erleben so viel schmerzliche Enttäuschungen, daß sie oft verzagen möchten. So stumpfsinnig, schmutzig, frech und lügnerisch haben sie sich die Heiden doch nicht gedacht. — Gewiß, sie haben sich den Missionar erbeten, und sind auch bereit, seiner Lehre zuzuhören, aber viel wichtiger ist ihnen zunächst, daß er so viele Sachen mitgebracht hat, die man ihm abbetteln kann, Tabak und Kost vor allem. Zu allen Tagesstunden erscheinen die nackten, muskulösen Männer und die Frauen in ihrer Fellkleidung mit den wunderlichen, dreispitzigen Hauben im Missionshäuschen. Alles, was es dort gibt, wird genau gemustert, womöglich betastet, sogar geliehen, d. h. ohne Erlaubnis mitgenommen. „Tu pao ovikuria, tu pao omakaya," heißt es beständig, d. h.: „Gib uns Kost, gib uns Tabak." Sagt da der Missionar: „Ich habe keine Kost und keinen Tabak für dich," so ist jener sehr entrüstet: „Soviel Kost und Tabak ist da, ich habe es gesehen, und du willst mir nichts geben." Daß die Vorräte für ein ganzes Jahr aushalten müssen, geht über ihr Denkvermögen hinaus. Sie selbst leben ja von der Hand in den Mund, ohne jegliche Vorräte. Die

Milch ihrer Herden wird täglich gemolken, dazu werden Feldfrüchte gesucht.

Steht die Missionarin in der Küche am heißen Herd mit glühenden Wangen, so ist sie meist umringt von hungernden Leuten, die darauf rechnen, daß auch ihnen etwas aus dem großen Topf, der mit Kürbis-, Mais- oder Mehlbrei auf dem Feuer brodelt, ausgeschöpft wird. Viel lieber wäre die Hausfrau ohne diese Besucher bei ihrer Arbeit, aber es scheint ihr doch nicht richtig, dieselben fortzuschicken. — Von früh bis spät hören die Anliegen der Leute nicht auf; alles Mögliche und Unmögliche erwarten sie von dem Missionar und seiner Frau. Geduld, unsagbare Geduld ist nötig, besonders im Anleiten der Leute zur Arbeit. Sie kannten damals ja nur das Hüten und Melken ihres Viehs. Wie schwer es war, Männer und Jünglinge willig zu machen, beim Hausbau zu helfen, haben wir oben schon gehört. Nun soll aber auch ein großer Garten angelegt, Brunnen gegraben, Dämme gebaut werden gegen die Fluten des Stromes, die plötzlich und mit reißender Gewalt alles zerstören, was sich ihnen in den Weg stellt. Tacken, d. h. Dornbüsche müssen zu Viehkraalen und zu Gartenumzäunungen gekappt und durch Ochsen herbeigeschleift werden. Der Bau des Hauses wird weitergeführt; dann kommt ein Schulhaus an die Reihe; beständig sind Reparaturen nötig. Genug, die äußere Arbeit hört nicht auf. So ganz allmählich wird wenigstens eine Anzahl von Eingeborenen so weit angelernt, daß sie zu mehr oder weniger tüchtigen Hilfen heranwachsen, aber von selbständiger Arbeit ist noch keine Rede. Doch die Bewohner des Platzes sehen da etwas Neues, ihnen Wunderbares, und der Wunsch entsteht, Ähnliches zu besitzen. Der Missionar lehrt sie, sich eigene Gärten anzulegen,

mit Spaten, Pflügen und Eggen zu hantieren, im trocknen Flußbett Weizen zu säen, damit sie nicht allein auf ihr Vieh angewiesen sind zur täglichen Nahrung und mit demselben im Lande beständig herumzuziehen brauchen. Sie werden seßhafter. Nun bekommen sie auch Lust, sich Häuser zu bauen, die nicht wie ihre Pontoks bei starken Regengüssen ihnen über dem Kopf einstürzen, die aber für ihr bisheriges Nomadenleben passend waren.

So steht der Missionar mitten in der Kulturarbeit, ohne sich selbst darüber klar zu sein.

Während der Mann sich draußen abmüht, hat seine Frau keine geringere Arbeit in der Erziehung und Anleitung der Hausmädchen. Es bewährt sich als Richtigstes, Kinder unter 12 Jahren zu nehmen; aus denen ist noch etwas zu machen. Sobald die Mädchen 14 Jahre alt sind, haben sie nur Heiratsgedanken. Versuche mit Frauen fallen noch schlechter aus; sie sind schon festgewurzelt in Hererogewohnheiten, begreifen zu schwer und fühlen sich zu sehr in ihrer Frauenwürde, als daß sie sich zurechtweisen lassen. Mit Kindern von 10—12 Jahren aber alle Arbeit tun, ist in dem heißen Klima für die deutsche Frau auch keine Kleinigkeit. Unanstellig sind diese Kinder gerade nicht, aber ihre Anleitung fordert große Geduld. Kann man sie bis zu ihrer Verheiratung im Hause behalten, so wachsen sie zu brauchbaren Hilfen heran. Sie haben alle Hausarbeit gelernt, Waschen, Bügeln, Buttern und mehr oder weniger auch Brotbacken und Kochen; doch tut die Hausfrau letzteres lieber selbst, denn die Reinlichkeit bleibt immer ein schwacher Punkt, und man muß seine Ansprüche an Sauberkeit schon sehr heruntergesetzt haben, um mit Appetit essen zu können, was Herero kochen. Allzuhäufig sind aber schon längst nicht mehr die Fälle, wo die Hereromädchen so lange im Hause

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bleiben wie früher. — Unsern jungen Missionarsleuten brachte sogar ein Häuptling seine Tochter zur Erziehung, an der sie eine tüchtige und treue Gehilfin gewannen. Alle Mädchen, ob vornehmer oder geringer Herkunft, werden aber „Kind" angeredet; glauben sie einmal, nicht freundlich genug behandelt zu werden, so brausen sie auf: „Ich bin doch kein Knecht oder Sklave!"

Besonders bemüht sich die Missionarin, die Frauen und Mädchen im Nähen zu unterrichten; sie lehrt sie auch Hemden, Röcke und Kleider, sogar Hosen und Jacken für die Männer zuschneiden. Als Heiden tragen sie ja Fellkleidung, und die Kinder laufen nackt. Das muß anders werden, sobald sie sich der christlichen Gemeinde anschließen, resp. die Schule besuchen.

So arbeiten der Missionar und seine Gattin treu und unverdrossen, aber bei aller Bemühung, die Eingeborenen zu erziehen und zur Arbeit anzuleiten, steigt doch oft der Seufzer auf: „Ist das unser Beruf? Wir kommen doch nicht her, um den Herero Kultur zu bringen, sondern das Evangelium!"

Kann der Missionar aber auch nicht, wie er möchte, ausschließlich Prediger und Lehrer sein, so benutzt er doch jede Gelegenheit, um die Heiden zur Quelle alles Heils zu führen. Er sammelt die Kinder in der Schule, Leute jeden Alters und aus beiden Geschlechtern zum Taufunterricht um sich. Sonntäglich predigt er vor einer immer größer werdenden Versammlung. Seine Gattin spricht mit den Mädchen und Frauen bei der Hausarbeit, in den Nähstunden und bei Krankenbesuchen. So lästig es auch ist, das Haus immer offen zu haben für die schwarzen Besucher mit ihren unzähligen Anliegen, so ist's doch wieder von hohem Wert, daß die Eingeborenen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dadurch Gelegenheit haben, ein christliches Familienleben kennen zu lernen, und diese Naturvölker beobachten sehr scharf. Sie sehen, wie die weiße Frau die liebevolle Gefährtin des Mannes ist, mit der er alles bespricht, während bei ihnen die Frau so wenig gilt. Und nun gar die Kindererziehung! Bei den dortigen Heiden sind die Kinder mehr die Herren als die Eltern; von Gehorsam und Ehrfurcht ist keine Spur. Im Missionshaus ist das alles ganz anders, und sie möchten es in ihren Familien auch so haben. Es ist darum überaus wichtig, daß die Leute nur Gutes an den Weißen sehen; denn das Vorbild redet lauter zu ihnen als die Lehre.

Es ist ein hoher Freudentag, wo der Missionar seine Erstlinge aus den Heiden taufen darf. Sein missionarischer Beruf erscheint ihm da wieder als der herrlichste, den es geben kann, und er möchte mit keinem Menschen tauschen. Mit jedem einzelnen Täufling spricht er in den Tagen vorher und läßt sich berichten aus dessen früherem Leben, und wie er dazu gekommen ist, Christ zu werden. Tief beschämt es ihn, von fast jedem zu hören, wie er geachtet habe auf das Leben des Missionars und seiner Frau, ob diese selbst alles getan hätten, was er gepredigt, und wie ihrer beider Liebe und Freundlichkeit vor allem ihnen das Herz geöffnet habe für die Liebe Gottes in Jesu Christo, die er ihnen verkündigte.

Das gibt Mut zur frohen Weiterarbeit. Mögen auch die schmerzlichen Enttäuschungen nicht aufhören, so wächst doch das Christenhäuflein zu einer ansehnlichen schwarzen Gemeinde. Nach 10 Jahren darf eine schöne Kirche eingeweiht werden, da die Schule längst zu enge ist für die Leute, die sich Sonntags zum Hören des Wortes

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Gottes einfinden. Die Getauften werden ein Salz unter ihren heidnischen Landsleuten! Filialstationen werden angelegt und von eingeborenen Lehrern und Evangelisten geleitet, während der Missionar hinausreitet, Gottesdienst zu halten, so oft er nur kann.

Von Jahr zu Jahr fühlen sich die Missionsleute enger verbunden mit ihrer schwarzen Gemeinde, die in ihnen Vater und Mutter sieht. Aber immer müssen sie ausgeben; geistige Anregung fehlt ihnen unbeschreiblich. Nur wer selbst in so völliger Abgeschiedenheit von allem Verkehr mit Landsleuten und Gleichstehenden gelebt hat, kann solches Entbehren ganz verstehen. Wenn einmal ein Weißer auf die Missionsstation kommt, wird er mit großer Herzlichkeit aufgenommen, mag er auch ein völlig Unbekannter sein.

Die jährlichen Missionskonferenzen gehören zu den schönsten Festtagen, obwohl sie durch meist sehr weite und mühevolle Fahrten erkauft werden. Der Austausch mit den Gesinnungsgenossen und Mitarbeitern erfrischt so sehr, und man zehrt ein ganzes Jahr daran. — So viel nur eben ihre vielseitige Arbeit es erlaubt, suchen die Missionsleute geistig auf der Höhe zu bleiben durch gute Bücher und Schriften, über die sie sich besprechen. Auch wird ein reger brieflicher Verkehr mit den Lieben in der Heimat unterhalten, besonders als allmählich das Porto billiger wird, und die Post auch häufiger kommt. Anfangs kam das Schiff nur alle drei Monate nach Walfischbai, und bis man Antwort aus Deutschland auf einen Brief erhielt, wurde es ein Jahr. Mit welcher Spannung sah man da der Post ertgegen. — Wie ist das alles jetzt anders geworden; wenigstens zweimal monatlich darf man auf die deutsche Post rechnen, die durch die Eisenbahn auch schnell ins Herz des Landes geführt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wird. Telegramme bringen sogar in wenigen Stunden Kunde hin und her, und innerhalb des Landes verkehrt man mittels Telegraph und Telephon miteinander.

Doch zurück zu den alten Zeiten. Auch bei Krankheit empfindet man die Einsamkeit sehr schwer, da jede ärztliche Hilfe fern ist. Der Missionar selbst muß Arzt sein für die Eingeborenen wie für die eigene Familie. Oft ist der Mann verreist, und seine Frau steht angstvoll an den Krankenbetten ihrer Kinder oder liegt selbst schwerkrank und ist ganz allein auf die Hilfe der gutmütigen und teilnehmenden, aber so überaus unverständigen Eingeborenen angewiesen. Und tritt gar der Tod heran, und der Mann muß der geliebten Frau, oder gar diese ihm den Sarg selbst zimmern, so sind das Zeiten, wo das Missionsleben in der Wüsteneinsamkeit bitterschwer ist.

Die größte Freude bereiten die Kinder; sie sind der Sonnenschein des Hauses; aber schon von ihrer Geburt an steht das Abgeben den Eltern und sonderlich den Müttern schwer vor der Seele. Mit dem schulpflichtigen Alter werden die Kinder nach Deutschland gesandt, und wenn sie oft nach vielen Jahren erst ihre Eltern wiedersehen, so kennen sie einander nicht mehr. Fremde müssen sie vorstellen; und es dauert oft lange, bis sie wieder vertraut zusammen werden. Das ist das größte Opfer des Missionslebens.

Freilich in diesem Stück wie in manchem anderen ergeht es den einsam wohnenden Farmern ja nicht besser. Sonst weist das Farmerleben aber auch tiefgehende Unterschiede vom Missionsleben auf. Der Farmer — wenigstens meist — sieht die Eingeborenen an als für *ihn* da, für *seine* Arbeit. Der Missionar dagegen

weiß, daß er um der Eingeborenen willen dort ist. Und weil er und seine Gattin noch ganz anders als der Farmer mit den Schwarzen leben, in ihrer Sprache mit ihnen reden, ihren Charakter, ihre Sitten und Gesetze verstehen, so können sie dieselben auch weit mehr beeinflussen und erziehen als die übrigen Weißen. Sie geben sich darin auch viel mehr Mühe, als jene gelten lassen wollen. Und doch nehmen Farmer, Händler und Beamte von jeher lieber getaufte Leute von den Missionsstationen in ihren Dienst, als sich die Heiden aus dem Felde selbst anzulehren.

Eine neue Zeit brach an, als Südwestafrika deutsches Schutzgebiet wurde. In den beiden letzten Jahrzehnten siedelten sich nach und nach immer mehr Deutsche an; auf den bisher so abgelegenen Stationen verging bald keine Woche mehr, wo nicht ein Händler, Militär- oder Regierungsbeamter abgestiegen wäre, um die Gastfreundschaft des Missionars in Anspruch zu nehmen. Sie wurde allen freundlich gewährt, keine Mühe und keine Kosten gescheut, aber man konnte sich nicht mehr wie früher über jeden Besuch freuen; im Gegenteil, manchmal schämte man sich seiner Landsleute vor den Eingeborenen. Die schlechten weißen Elemente erschwerten mehr als alles andere die Missionsarbeit. Wenn alle Weißen den Schwarzen ein gutes Vorbild gäben, würde man sicher weniger über sie zu klagen haben, und zu dem blutigen Aufstand wäre es nie gekommen.

Nach schweren Kämpfen ist derselbe endlich niedergeschlagen. Seitdem hat sich das Missionsleben ganz anders als früher gestaltet. Nicht wie einst kann der Missionar freie Leute zu Gemeinden um sich sammeln, sondern er muß ihnen nachgehen, wo sie im Lande ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

streut sich bald hier, bald dort als Knechte und Arbeiter der Weißen aufhalten. Es kann sich dabei nicht mehr das alte patriarchalische Verhältnis des Missionars zu seiner Gemeinde gestalten, und das ist sicher zu beklagen.

Es wird noch viele Mühe kosten, bis die Missionsarbeit an den Eingeborenen Südwestafrikas wieder in feste Bahnen gelenkt werden kann. —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sei stille dem Herrn und warte auf Ihn!

1905.

Diesen Spruch malte mir einst eine liebe Freundin und sandte ihn mir als Liebesgruß und zur Stärkung für schwere Stunden in unser afrikanisches Heim. Ich heftete ihn an die weiß getünchte Wand unsers Eßzimmers, so, daß vom Tisch aus meine Augen stets darauf fielen. Von Jahr zu Jahr wurde der Spruch mir werter, denn die Wogen der Trübsal gingen oft hoch, und das Herz wurde unruhig. Dann hieß es stets: „Sei stille dem Herrn und warte auf Ihn!" Mit der Stille zieht auch der Friede wieder ins erregte, schwer bekümmerte Herz, und man lernt getrost warten auf den Herrn, auf seine Stunde, da er helfen wird. Gott hilft seinen Kindern nicht immer gleich aus der Not, wenn sie zu ihm schreien, aber – was noch viel köstlicher ist – er hilft in der Not und durch die Not, so daß man hernach nur anbetend staunen muß, wie der Herr hindurch geholfen hat. Man möchte sicher nicht die Erfahrungen missen, die man in solchen Zeiten hat machen dürfen. – So lebte ich mich immer mehr in meinen Spruch ein und hätte ihn bei unserm Weggange auch gerne mitgenommen, aber ich dachte, unserm jungen Nachfolger möchte die tröstende Mahnung in seiner

großen Einsamkeit auch helfen. So blieb der Spruch an seinem alten Plätzchen.

Ein halbes Jahr später brach der Hereroaufstand aus, unser Dorf, d. h. die Hererohäuser und Hütten, wurde niedergebrannt von den Deutschen. Dafür raubten die Herero das verlassene Missionshaus aus, sprengten einige Mauern, legten Feuer an, welches das Holzwerk im Innern teilweise verbrannte. Es geschah auf den Befehl des Oberhäuptlings, welcher verhindern wollte, daß die Deutschen sich im Hause verschanzten. Kirche und Schule blieben unversehrt.

Eines Tages zieht ein kleiner Trupp Deutscher in das Dorf zu kurzer Rast. Ein evangelischer Feldprediger begleitet die Soldaten. Er wandert durch das niedergebrannte Dorf, die wüste liegenden Gärten, er kommt auf den Friedhof und findet die Grabstätten unserer heimgegangenen Lieben gottlob! unversehrt. Nun geht er in das Missionshaus; traurig sieht's darin aus, aber da erblickt er in einem Zimmer etwas an der Wand. Er tritt hinzu und liest meinen Spruch: „Sei stille dem Herrn und warte auf Ihn." Wohl ist er rauchgeschwärzt, aber noch ganz leserlich.

Wunderbar! alles andere geraubt oder zerschlagen, aber dies Psalmwort, was uns durch so viele Jahre begleitet hatte, das war erhalten. Mit tiefer Wehmut betrachtet der Feldprediger dies Andenken an die früheren Bewohner. Vor seinen Augen steigt ein Bild auf von der schweren Geduldsarbeit der Missionarsleute, und wie sie sich an diesem Spruch oft gestärkt haben mögen.

Das Wort läßt ihn innerlich nicht los, er muß seinen Soldaten abends eine Ansprache darüber halten. Ob es diesen auch ans Herz gegangen ist? Einigen

mag er doch zum Segen gewesen sein. Andere haben sich freilich geärgert über die Erhaltung dieses Spruches in dem ausgebrannten Missionshaus. Vielleicht möchten sie lieber das Wort Gottes ganz aus der Welt schaffen.

Wir aber wollen dies Erlebnis als Angeld nehmen, daß über all der zerstörten Missionsarbeit Gottes Wort doch das Feld behalten wird.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Einsamkeit.

1905.

Unter den lieben Lesern ist vielleicht mancher, der da klagt: „Ich bin so einsam, bin fremd hier am Ort, es fehlt mir an Verkehr." Oder er steht innerlich vereinsamt in der eigenen Familie, weil er andere, tiefere Bedürfnisse hat. Das ist immer sehr schmerzlich, und diesen zum Trost möchte ich etwas erzählen von Einsamkeit im Missionsleben, wo man an dem Spruch lernt: „Wenn ich nur Ihn habe, so frage ich nichts nach Himmel und nach Erde."

Das Lied: „Wenn ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist", singt sich gar lieblich im Chor Gleichgesinnter, auch allein im stillen Stübchen, aus dem man aber doch gleich wieder unter Menschen tritt. Etwas ganz anderes aber ist's, wenn es in die Tat umgesetzt werden soll. So einsam wie mancher Missionar und manche Missionarin, ist fast nie hier in Deutschland einer, und läge er auch auf dem Krankenlager.

Da soll ein junger Missionar eine neue Station gründen unter einem noch völlig heidnischen, vielleicht wilden Volksstamm, dessen Sprache er erst anfängt zu lernen. Um nur das Nötigste in äußeren Angelegenheiten mit den Eingeborenen zu reden, muß er sich anfangs mühsam die Sätze zusammenstellen, aufschreiben

und auswendig lernen. Beständig gibt es Mißverständnisse, die oft die unangenehmsten Folgen haben. Wie ein Stummer kommt er sich vor. Was das heißt: nicht frei reden und andere verstehen können, stellt sich niemand vor, der nicht in gleicher Lage war.

Doch wenn es auch allmählich besser geht, und der Missionar sich verständigen kann mit den Leuten, ja mit der Zeit der Sprache soweit Herr wird, um auch darin unterrichten und predigen zu können, so bleibt er doch furchtbar einsam. Er hat niemand, mit dem er sich aussprechen könnte, niemand, der ihm ein tröstendes, ermutigendes Liebeswort zuruft, was er so unbeschreiblich nötig hätte.

Monatelang sieht er oft keinen weißen Menschen, und dann vielleicht nur einen durchreisenden Händler oder Soldaten, mit dem er wohl mal in seiner Muttersprache reden kann, aber doch keinen Austausch halten über das, was das Herz bewegt. Dazu fehlt die so nötige Fürsorge für sein leibliches Wohl er liegt oft schwer fieberkrank; und hat niemand, der ihn pflegt, zuweilen schmachtet er sogar vergeblich nach einem Trunke Wassers in seiner Fieberhitze.

So weilt er ein bis zwei Jahre ganz allein, da wird ihm seine Braut gesandt. Ein neues Leben beginnt. Es ist gar nicht zu sagen, was Mann und Frau einander sind und sein müssen in solcher Wüsteneinsamkeit.

Aber da nimmt der Herr dem Missionar seines Herzens Trost, sein Weib, und wieder ist er allein, und noch viel schwerer als zuvor drückt ihn die Einsamkeit bei der tiefen Herzenswunde. Die Gattin hat ihm vielleicht Kindlein hinterlassen; er muß sie zu anderen Missionarsleuten bringen, vielleicht weit, weit weg, wo er

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sie in Jahr und Tag nicht wiedersieht. Ist nicht allzufern eine Missionsstation, so wird er von Zeit zu Zeit dahin reiten oder fahren, um nur mal sein Herz auszuschütten. Die Eingeborenen müssen schon geförderte Christen sein, wenn sie dem Missionar etwas sein können, aber freilich, wenn sie dem Christentum näher getreten sind, darf man ihre Liebe und Teilnahme fühlen, was bei solcher Vereinsamung großer Trost für das verwundete Herz ist.

Noch schwerer als für den Mann ist die Einsamkeit aber für die Frau. Da wohnt eine Missionarsfamilie in Afrika weit weg von der nächsten Station mitten unter einem wilden, heidnischen Volk. Erst wenige sind dem Christentum gewonnen. In einem heftigen Fieberanfall holt der Herr den jungen, rüstigen Mann heim. Einsam und allein mit einem ganz kleinen Kind bleibt die Gattin zurück. Wenn sie sich nicht daran halten könnte, daß der Herr niemals etwas versieht, so würde sie zusammenbrechen in unaussprechlichem Jammer. So rafft sie sich auf, um das zunächst Notwendige zu tun, nimmt das Maß für den Sarg, sucht Bretter aus und zimmert denselben mit Hülfe der Eingeborenen, weil diese dergleichen nicht verstehen. Gerade so ging es einer mir sehr nahestehenden Verwandten in Neu-Guinea.

Wir selbst hatten eine große mit Zink ausgeschlagene Kiste in Sarglänge von Deutschland kommen lassen, um in solchem Fall nicht für einen Sarg sorgen zu müssen. Wir benutzten sie als Badewanne; ich konnte aber nie darin baden, ohne daran zu denken, ob sie einmal mein oder meines Mannes Sarg sein würde.

In den heißen Ländern muß die Beerdigung sehr schnell, meist am gleichen Tag, spätestens am folgenden geschehen. Wenn man also weitab von anderen Missions-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

stationen, oder Niederlassungen weißer Leute ist, so darf man nicht warten auf deren Hülfe.

Man kann sich hier in Deutschland nicht vorstellen, was es heißt, besonders für eine Frau, so einsam zu sein, so verlassen von aller menschlichen Hülfe. Wenn ein Herz da sprechen kann im Glauben: „Wenn ich nur ihn habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde," so ist das eine große Gottesgnade.

„Der Herr ist allgenugsam," sagt der Apostel.

Was soll das wohl heißen? Man darf in solchen Zeiten äußerster Verlassenheit erfahren, wie es sonst nie möglich wäre, daß der Herr der Seele genug sein will und kann, daß er alles ersetzen kann von menschlicher Tröstung und Liebe. Muß man im Missionsleben die Einsamkeit aufs schärfste kennen lernen, so darf man andererseits auch erfahren, was der Herr einem alles sein kann, wie nicht leicht da, wo man menschliche Gemeinschaft hat.

Aber auch ohne daß der Herr einem das Liebste nimmt, ist man einsam auf den entlegenen Missionsstationen, vor allem die Frau. Der Mann kommt leichter noch hinaus zu anderen Missionaren, und wenn weiße Kaufleute, Ansiedler, Soldaten durchreisen, spricht er ein wenig mit ihnen. Daß eine weiße Frau kommt, ist sehr selten; ich habe zuweilen 1 bis 2 Jahre nur schwarze Frauen gesehen, weil ich fast nie herauskam, denn die Ochsenwagenfahrten waren eine Qual für mich. Innerhalb sieben Jahr war ich nur einmal von der Station fort bis zu der zwei Stunden entfernten Filialgemeinde, wo auch nur Schwarze wohnten. Im übrigen kam ich nicht weiter als bis zum Ende unsers kleinen Hererodorfes. Im buchstäblichen Sinne war ich eine Hausfrau.

Es wirkt aber, — wie das alle wissen, die ans Zimmer gefesselt sind — sehr niederdrückend aufs Gemüt, wenn man nie einen Wechsel der Umgebung hat, und in der Wüsteneinsamkeit fehlt auch so gänzlich die Ablenkung von schweren Gedanken, es fehlt die geistige Anregung durch persönlichen Austausch. Man ist allein auf Bücher angewiesen, die einem auch liebe Freunde werden, und die man immer wieder vornimmt, denn so viel Neues bekommt man dort nicht wie in Deutschland, wo man bei der Überfülle des Stoffes seiner nicht Herr zu werden weiß. Solange man körperlich und geistig fähig ist, zu lesen und zu studieren, hilft das sehr über die Einsamkeit, aber wenn die häusliche Arbeit die Zeit und Kraft so völlig wegnimmt, daß der Kopf unfähig wird, abends noch etwas Gutes zu lesen und aufzunehmen, dann empfindet man die Öde sehr schmerzlich.

Von der Außenwelt hört man nichts als durch Zeitungen und Briefe. Ja, die Briefe, was sind die einem dort wichtig! man rechnet die Zeit nach Ankunft und Abgang der Post. Natürlich weiß man nichts davon, täglich ein- oder gar mehrmals Post erwarten zu können. Wohl sind die Zeiten vorbei, da man nur alle Halbjahr Briefe erhielt. Später wurden es einige Monate, dann sechs Wochen, und lange Zeit blieb es dann bei vierwöchentlicher Post in Südwestafrika. Mit welch brennendem Verlangen schaute man danach aus, denn der Tag konnte nicht genau berechnet werden; wie oft gab's schmerzliche Enttäuschung, wenn die Post ausblieb, oder doch die am heißesten ersehnten Nachrichten — die von den geliebten Kindern in Deutschland — fehlten. Es war meist ein ganzes Paket Briefe; zuerst überflog man dieselben, hernach las man sie immer wieder und vertiefte sich so hinein, daß man in den folgenden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

vier Wochen förmlich darin lebte, bis wieder neue Post kam. Der briefliche Austausch mußte uns ja den persönlichen ersetzen.

Solange man seine Kinder noch um sich hat, fehlt es nicht an einer Quelle reinster Freuden; die Kinder sind einem dort auch so viel mehr noch als hier, man hat sie beständig um sich. Das Köstlichste ist für die Mutter, die Kindlein zum Heiland zu führen, und ihr kindlicher Glaube stärkt oft den Glauben der Eltern.

Aber mit dem schulpflichtigen Alter müssen die Missionare ihre Kinder abgeben. Besonders das Mutterherz möchte da oft brechen. Nun wird's wieder sehr einsam. Wohl hat man im Laufe der Jahre gelernt, mit den Eingeborenen zu reden, und wo die eigenen Kinder einen nicht mehr in Anspruch nehmen, sucht man den schwarzen Kindern und Frauen um so mehr zu sein, aber die große Leere kann das nicht füllen.

Mehrmals im Jahr macht der Missionar eine längere Predigtreise zu den Heiden, die zerstreut im Felde leben. Da ist seine Gattin wochenlang oft ganz allein. Wir hatten in den letzten Jahren keine Dienstleute im oder beim Hause wohnen; die treue Magd Petrine ging mittags nach vollbrachter Arbeit in die Werft zurück. Bis gegen Abend kamen dann immer noch Leute mit ihren Anliegen, oder sie wollten auch nur sehen, wie es der Juffrouw in ihrer Einsamkeit erging. Mit dem Dunkelwerden aber wurde es so still, daß einem fast grauen konnte vor den eigenen Schritten. Die nächsten Häuser waren eine gute Strecke entfernt; passierte mir irgend etwas, so wäre kein Mensch zur Hülfe dagewesen. Trotzdem ließ ich nicht gerne den Hirten beim Hause schlafen. Furcht hatte ich nicht, aber ein eigentümliches Gefühl war es doch, so ganz allein zu sein. Ich kam mir vor

wie ein vom Baum losgelöstes Blatt. Wenn es mond- und sternenhell war, ging ich dann so sehr gerne vor dem Hause auf und ab, aber ich tat es auch, wenn dunkle Wolken den Himmel bedeckten und es ganz finster um mich war. Meine Gedanken suchten die Lieben in der Ferne, den Gatten auf seiner mühseligen Fahrt, die Kinder in Deutschland, und dann hielt ich Zwiesprache mit meinem Herrn.

Ich kann es gar nicht beschreiben, was solche Stunden tiefster Stille und Einsamkeit dem Herzen werden können durch die Gemeinschaft mit dem Herrn. Da erfährt man es buchstäblich, was der Prophet als Gleichnis sagt: „Ich will dich in die Wüste führen und freundlich mit dir reden."

Darum, wo eins sich einsam fühlt, da möge es sich sagen: „Der Herr führt mich so beiseite, weil er selbst mir mehr werden möchte, und daß ich lernen soll, mit wahrhaftigem Herzen zu sagen: „Wenn ich nur ihn habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde."

Eine Heimreise von Deutsch-Südwestafrika.

Auf dem hübschen Bahnhof in Karibib, in Deutsch-Südwestafrika, geht es trotz der frühen Morgenstunde schon sehr lebhaft zu. Fährt doch gleich um 6 Uhr der Personenzug nach der Küste und nimmt eine ganze Anzahl Passagiere mit für den großen Woermann-Dampfer, der in Swakopmund ihrer harrt zur Heimreise nach Deutschland. Ziemlich die ganze weiße Bewohnerschaft Karibibs scheint versammelt zu sein. Alle wollen den Scheidenden die Hand drücken, ihnen Grüße für die alte Heimat mitgeben. In den Kolonien, wo die Zahl der Weißen neben der der Eingeborenen doch nur klein ist, wird man schnell bekannt und interessiert sich füreinander.

Die Abreisenden haben zum Teil schon eine längere Fahrt mittelst Ochsenwagen und Eisenbahn hinter sich. Liebe Anverwandte kamen mit ihnen, und manche begleiten sie auch bis aufs Schiff, aber schon hier gibt es manch schmerzliches Scheiden von den nächsten Verwandten und eng verbundenen Freunden.

Auch mein Mann und ich müssen Abschied nehmen von unserer geliebten Tochter, ihrem Gatten und unserm ersten Enkelchen. Die tiefe Bewegung macht uns fast stumm, wir halten uns umfaßt und schauen einander in die von Tränen verdunkelten Augen.

Doch das Allerschwerste liegt schon hinter uns. Das war das Losreißen von der schwarzen Gemeinde, die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mein Mann in mehr als dreißigjähriger, treuer Arbeit gesammelt hatte, und die er nun seinem Nachfolger übergeben mußte. Wir konnten wie Paulus ausrufen: „Was macht ihr, daß ihr weinet und brechet uns das Herz?" denn mit viel Tränen und in tiefem Leid klammerten sich die Leute bei der Abschiedsfeier an uns, und viele wollten sich nicht trösten lassen.

Man denkt sich in Europa die Herero vielfach nur als rohe, grausame Wilde, und doch konnten nicht nur die Missionarsleute, sondern alle Weißen so sicher durch das Land ziehen vor dem Aufstand, wie man das in Deutschland nicht wagen dürfte. Kein nackter, wild ausschauender Heide mit seinem Kirri, der Keule, in der Hand hätte eine einsame, weiße Frau, die ihm im Felde begegnete, auch nur zu erschrecken versucht. Und gar die Christen! Der Missionar und seine Frau waren für sie Vater und Mutter. Wir haben bei manchen Gemeindegliedern so hingebende Liebe gefunden, solch tiefes Empfinden, wie nicht allzuoft in Deutschland.

Wenn man nach so langer Arbeit unter den Eingeborenen mit ihnen aufs innigste verbunden ist, so reißt das Scheiden eine tiefe Herzenswunde. Unter diesem Eindruck standen wir, als wir nach Karibib kamen und noch einige Tage im Hause unserer lieben Kinder verbrachten. Das Weh war besonders bei meinem Mann so groß, daß der Abschied von diesen es kaum noch größer machen konnte.

Wir sollen zwei Missionskinder mit nach Deutschland nehmen, den achtjährigen Walter und die gleichaltrige Elly. Beide Kinder sind am Tage zuvor, von ihren Vätern begleitet, in Karibib angekommen. Walters Vater fährt mit bis Swakopmund, aber Elly wird schon hier unserer Fürsorge übergeben, da ihr Vater nicht so

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lange seine Station verlassen kann. Er setzt sein Töchterchen in den noch leeren Wagen, nimmt kurz und äußerlich gefaßt Abschied, um es dem Kinde nicht noch schwerer zu machen. Ganz blaß vor innerer Erregung schüttelt er uns die Hände und legt uns sein Kind ans Herz. Dann eilt er, ohne sich nochmal umzublicken, zu seinem Zug, der ihn wieder nach Norden führt.

Was wird Elly tun? Wird sie nicht schreien und jammern nach ihrem Vater? War sie doch noch nie von ihren Eltern fern gewesen. Ich gehe schnell zu ihr und spreche ihr freundlich zu. Zum Glück bin ich weder ihr noch Walter fremd. Zu meinem Erstaunen weint sie nicht, sondern sitzt ganz still, wie betäubt von all dem Neuen, das auf sie einstürmt.

„Sieh, da ist auch Walter mit seinem Papa. Es ist doch gut, daß du ihn schon kennst. Ihr seid nun beide unsere Kinder auf der Reise." „Ja," lautete die kurze Antwort.

„Weißt du schon, daß noch ein anderes kleines Mädchen mitfährt? Sie ist auch acht Jahre, wie ihr; da könnt ihr schön zusammen spielen." — „Ja." Immer nur „ja" auf alles, was ich sage.

Sich fest an des Vaters Hand klammernd, kommt nun Walter und fragt angstvoll: „Papa, fährst du auch wirklich mit?" Als er Ellys Vater davoneilen sah, überkam ihn große Furcht, auch sein Vater möchte schon von hier aus zurückreisen. Aber dieser beruhigt ihn: „Gewiß, Walter, du weißt es doch, daß ich noch bei dir bleibe," und dabei drückt er liebevoll die kleine Hand, welche die seine noch so festhält.

Auch die übrigen Reisenden steigen ein, und jeder sucht sich so bequem wie möglich einzurichten für die lange Fahrt. Als im Innern des Wagens die Plätze

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

belegt sind, bemüht man sich, ein Sitzplätzchen auf den Perrons zu erlangen für die ersten kühlen Morgenstunden.

Auf dem breiten Bahnsteig eilen inzwischen Weiße wie Schwarze mit Gepäckstücken umher; die größeren Kisten wurden schon gestern abend besorgt. Von dem Bahnrestaurant werden von manchen Herren eine Anzahl Flaschen Bier beordert für die Fahrt. Freunde und Bekannte bringen allerlei Erfrischungen. Wir haben auch den Wassersack nicht vergessen, der uns sonst bei den Ochsenwagenfahrten so gute Dienste geleistet hat. Es ist das ein kleiner, aus Segeltuch genähter Sack, in dem zum Ein- und Ausguß des Wassers an jeder Ecke oben ein Stückchen ausgehöhltes Rohr steckt, das mit einem Kork geschlossen wird. Ein Henkel in der Mitte fehlt nicht. Man hängt den Sack in den Schatten und zwar so, daß die Luft möglichst freien Zutritt hat; so bleibt das Wasser schön kühl, während es in Fässern und Flaschen bald lauwarm und abgestanden wird. Natürlich tröpfelt immer etwas Wasser heraus, aber doch nur wenig, solange das Segeltuch gut ist. Wir hängten jetzt den Sack außen an den Wagen, und er tat uns und unseren Mitreisenden gute Dienste. War er leer, so konnten wir ihn auf den Haltestationen wieder füllen. Becher hatten wir selbstredend bei uns.

Doch da heißt's: „Abfahren!" Die letzten Reisenden springen schnell auf die Perrons der Wagen; die Schaffner haben hier keine Türen zu schließen. Wir wechseln noch den letzten Händedruck mit unseren teuren Kindern. Der Zug setzt sich in Bewegung. Wir winken, solange wir die Lieben noch sehen. — Vorbei! Werden wir uns auf Erden nochmal wiedersehen?

Es ist gut, daß die Pflichten gegen die mir anvertrauten Kinder mich zwingen, dem eigenen Schmerz

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nicht so nachzuhängen. Elly sitzt noch ebenso still und steif auf dem Platz, wohin ihr Vater sie gesetzt hat. Walter nun beruhigt, daß sein Papa mitfährt, wird bald ganz munter und lebhaft. All das Neue, das er sieht, interessiert ihn sehr, und seine eifrigen Fragen entlocken den Mitreisenden manches Lächeln. Walter ist ein frischer, kräftiger Junge, von der Sonne gebräunt, und schaut so treuherzig drein, daß jeder ihn gleich gern hat. Auch ist er sehr zutraulich, anschmiegend und lebendig, während Elly stiller, verschlossener ist, aber so gehorsam, daß sie uns auf der langen Reise nie Schwierigkeiten machte.

Noch ein gleichaltriges Mädchen ist da, eine kleine Jüdin, die von ihrer Mutter nach Deutschland gebracht wird. Alle drei Kinder haben schon daheim oder in der Windhuker Regierungsschule die Anfangsgründe der Schulweisheit gelernt, aber es ist Zeit, daß sie den gründlichen und geregelten Unterricht der Schulen in Deutschland genießen. Walter, den seine erwachsene Schwester unterrichtet hat, ist im Wissen und Können seinen Altersgenossen in Deutschland gleich, aber er ist eine seltene Ausnahme.

Die drei Kinder schließen über einer Düte Zuckerwerk, welche Liddy, die kleine Jüdin, unseren beiden anbietet, bald gute Freundschaft; selbst Elly taut allmählich etwas auf.

Solch eine Reise ist aber auch etwas Wunderbares für die Kinder, die bisher nur die Ochsenwagenfahrt kannten. Sie finden es ebenso merkwürdig wie die Eingeborenen, daß die Wagen ohne Ochsen laufen können. Wir hatten einmal einen Mann unserer Gemeinde von Karibib nach Okahandja mit der Bahn fahren lassen, damit er schnell zurückkäme. Erst kurz vorher war diese

Bahnstrecke dem Verkehr übergeben worden; die meisten Herero hatten noch nicht einmal das Bahngeleise gesehen. Ganz stolz berichtete er uns und den versammelten Dorfgenossen davon: „Die weißen Menschen haben sehr großen Verstand (ozondunge ozonene). Ihr könnt euch nicht denken, wie groß ihr Verstand ist. Da haben sie einen langen, langen Weg von Eisen gemacht von Karibib bis Okahandja. Es sind gar keine Steine und Felsblöcke auf dem Weg, so daß die Wagen sehr schnell laufen können. Das Wunderbarste ist aber, daß keine Ochsen vorgespannt werden. Wir brauchen doch schon vor einen Wagen vierzehn bis zwanzig Ochsen, und hier sind viele Wagen hintereinander. Vorne ist ein seltsames Ding, aus dem kommt viel Dampf heraus, der macht so . . ." Nun machte er sehr naturgetreu das Zischen und Pusten der Lokomotive nach. „Die Weißen sagen, daß die Wagen von dem Dampf laufen. Ist das nicht ein Wunder?" „J, i, i, ja, ja, ja," ertönte es im Chore, „otjihimise otjinenenene, ein sehr großes Wunder."

„Jeder, der mitfahren wollte, mußte sich erst ein Papierchen (Fahrkarte) kaufen," erzählte Titus weiter. „Die weißen Leute stiegen in die Wagen, welche viele Fenster hatten, aber wir Herero kamen in einen anderen, der hatte keine Fenster (einen Güterwagen), aber die Tür blieb offen, und wir konnten alles sehen."

„Was sahst du denn auf der Fahrt?" — „Die Weißen haben einen Weg durch die Berge gegraben, die stehen an beiden Seiten wie hohe Mauern. Ihr könnt sonst nur den Himmel sehen." Es waren keine Tunnels, aber tiefe Bergeinschnitte.

„Otjo tjiri, ist es wirklich wahr?" äußerten die erstaunten Zuhörer. — „Sagst du auch keine Lüge?" — „Nein, ich lüge nicht, fragt nur den omuhonge (Mis-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sionar), ob ich wahr rede." Dieser bestätigte es. „Ihr wißt doch," fuhr der Erzähler fort, „daß man mit dem Ochsenwagen vier bis fünf Tage braucht von Karibib bis Okahandja. Ich bin aber erst gestern morgen weggefahren und schon am Nachmittag war ich in Okahandja. Da habe ich geschlafen, und als der Tag anbrach, ging ich daselbst fort. Nun bin ich schon hier." — „So ist es," antworteten die Alten, „wir haben nicht geglaubt, daß die Kinder wahr gesprochen hätten, als sie uns sagten: ‚Der Titus ist schon wieder da.' Ja, die Weißen haben mehr Verstand als wir Herero; wir sind wie unsere Ochsen." Und kopfschüttelnd zogen sie sich in ihre Werft zurück, um dort noch weiter über die Wunder der ovirumbu (weißen Dinger) zu reden und über all das Neue, das sie ins Land brächten. Titus aber war der Held des Tages.

Karibib liegt auf dem halben Wege der Strecke Swakopmund—Windhuk, die man mit dem Personenzug jetzt in zwei Tagen zurücklegt, während man früher drei bis vier Wochen mühseliger Ochsenwagenfahrt dazu brauchte. Dieser geht aber nur ein- bis zweimal wöchentlich. Wehe dem, welcher gezwungen ist, auf offenen Güterwagen, den ganzen Tag dem Wind und der brennenden Sonne ausgesetzt, die Fahrt machen zu müssen.

In den Jahren des Aufstandes blieb den Reisenden oft keine Wahl, um von der Küste hinauf ins Land zu kommen, als oben auf allerlei Ladung zu sitzen, z. B. Eisenbahnschienen, die für den neuen Bahnbau hinaufbefördert wurden. Die Güterzüge brauchen überdies die doppelte Zeit, bis Karibib zwei, bis Windhuk vier Tage. Wer das durchgemacht hat, denkt, da seien schließlich noch besser einige Wochen Fahrt mit dem Ochsenwagen. Es ist nur eine Schmalspurbahn, und die Wagen haben,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wie hier die Straßenbahnen, Längssitze und Perrons; diese sind aber größer und mit fünf Sitzplätzen. Solange es noch frisch am Morgen ist und wiederum gegen Abend, hält man sich gerne draußen auf. Brennt die Sonne aber heiß hernieder, so flüchtet alles in den Schatten des inneren Wagens. Jalousien sperren dort die Sonnenstrahlen aus.

Wir haben gerade den afrikanischen Winter und die kürzesten Tage Ende Juni. Morgens und abends ist es kalt, aber über Tag hat die Sonne noch tüchtig Macht; man ist dankbar, daß es nicht die sengende Hitze der Sommermonate ist.

Gewöhnlich fahren nur zwei Personenwagen, einer erster, der andere zweiter Klasse; in der letzteren sind heute fast nur Soldaten, wir sind darum in der ersten. Unsere Mitreisenden kennen wir meist schon persönlich, sonst doch dem Namen nach. Durch die bevorstehende lange gemeinsame Seereise hat man viel gleiche Interessen und wird im Lauf des Reisetages schon ganz freundschaftlich miteinander.

Drei jüngere Frauen werden von ihren Gatten zum Schiff geleitet. Diese gedenken sie in einigen Monaten in Deutschland abzuholen und bitten meinen Mann, den Frauen doch auf der Seefahrt mit Rat und Tat beizustehen, was er gerne verspricht. Frau N. hat ein kleines, achtmonatliches Bübchen bei sich, die jüdische Farmersfrau ihr Töchterchen Liddy. Dann fährt noch eine Schwester vom Roten Kreuz mit, die vier Jahre die Kleinkinderschule in Windhuk leitete. Ein Zollbeamter weiß durch köstlichen Humor die anfangs so schwermütige Stimmung in unserem Wagen zu heben, und die Kinder helfen auch dazu.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

In Jakalswater ist die Mittagstation. Dort ist eine Stunde Aufenthalt, und das telegraphisch vorausbestellte Mittagessen wartet schon unser. Die scharfe Fleischbrühe, der zähe Hammelbraten, das Dörrgemüse, welches mehr nach Heu als nach Weißkohl schmeckt, kann selbst unseren unverwöhnten Gaumen schlecht befriedigen, man ißt nur, weil man doch das viele Geld nicht ganz für nichts bezahlen will. Am besten mundet noch die kühlende Limonade, und die Kinder bitten dringend: „Ach, noch ein Glas!" Wenn nur nicht alles so schrecklich teuer wäre.

Um 1 Uhr geht's weiter durch die öde Sandwüste. Trostlos ist der Anblick, und schon mancher, der zum erstenmal von der Küste heraufuhr, wäre am liebsten gleich wieder nach Deutschland zurückgekehrt. Nach einiger Zeit kommen wir aber durch eine großartige Gebirgswelt, durch deren enge Schluchten sich der Khanfluß windet, oder vielmehr sein Bett; nur selten haben die Flüsse Südwestafrikas Wasser, weshalb auch das Land so dürre ist. Weil keine andere Möglichkeit war, hat man das Eisenbahngeleise auf den Sand des Flußbettes gelegt; kommt der Kahn nun einmal ab, — wie man dort sagt, — so kann er natürlich gefährlich werden für die Bahn, und der Betrieb wird unterbrochen. In dieser Jahreszeit ist aber kein Gedanke an Regen, und wir können ruhig fahren.

Die Sonne geht unter, es wird recht kalt und ein dichter Seenebel liegt auf der Landschaft, als der Zug um 9 Uhr endlich in Swakopmund hält. Wie Gespenster huschen die menschlichen Gestalten an uns vorbei. Die Lampen können den Bahnsteig kaum notdürftig erhellen. Die Reisenden wenden sich nach verschiedenen Gasthöfen, wir Missionsleute sind im Bahnhofshotel angemeldet.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ein Glück, daß es nahe ist, trotzdem kommen wir nicht hin ohne verschiedenes Stolpern und Fallen. An Hotels fehlt es nicht, aber man darf nicht mit der in Deutschland gewöhnten Erwartung sich da einlogieren. Das unsrige zeichnete sich aber wenigstens durch Sauberkeit aus, die in anderen zum Teil sehr zweifelhaft ist. Das große Gebäude ist einstöckig, mit Wellblechdach, rings herum läuft ein schmaler Steig aus umgekehrten Flaschen, die hier leichter zu haben sind bei dem massenhaften Bier- und Weinverbrauch als Pflastersteine. Da in jedes Logierzimmer die Tür nur von außen führt, so ist es angenehm, nicht immer durch den tiefen Sand waten zu müssen. Wir sind zurzeit die einzigen Gäste, eine große Annehmlichkeit.

Am andern Tag sahen wir uns natürlich Swakopmund an. In den letzten Jahren, seit wir hier waren, ist es viel größer geworden. Die vielen hübschen Bauten erregen unsere Bewunderung, aber das Waten durch den losen Dünensand ist schrecklich und ermüdet unbeschreiblich. Wir glaubten oben im Lande schon von der Sandwüste genug zu haben, aber gegen hier ist es noch golden. Hie und da ist ein schmaler Fußsteig aus Steinplatten, wie bewillkommt man diese! Da kommt man doch vom Fleck, aber in dem Sande rutscht man bei jedem Schritt vorwärts einen halben zurück. Ein rechtes Wunder sind uns aber die kleinen Gärten mit deutschen Gemüsen und Blumen, die wir hie und da sehen. Swakopmund erfreut sich einer Süßwasserleitung, mittelst welcher die Gärten bewässert werden können. Es ist nur ziemlich kostspielig. Vor den meisten Häusern stehen Kaktusse und wilde Tabaksstauden, es ist doch wenigstens etwas Grünes und ein überaus wohltuender Anblick in dieser Sandwüste.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Für die Kinder ist des Staunens und Verwunderns kein Ende. Walter ist der reine Fragekasten, Elly stiller. Natürlich müssen wir baldmöglichst an den Strand. Weit draußen liegt unser Schiff, der „Ernst Woermann". Boote bringen Ladung hin, es ist ein buntes Leben. Wir suchen Muscheln, hübsche Steine und Seesterne als letztes Andenken an Afrika. Die See ist ziemlich still, wie gerne gingen wir schon jetzt an Bord, aber erst Sonntag früh soll das Schiff abgehen, und vor Sonnabend nimmt es keine Passagiere auf.

Schon am folgenden Tage wurde es sehr stürmisch, die Brandung so heftig, daß keine Boote fahren konnten. Am Sonnabend wurde es noch schlimmer, wie sollten wir zum Schiff kommen? Von dem Strande aus durch die Brandung war's zu gefährlich. Die eben vollendete Mole sollte freilich erst etwas später dem allgemeinen Schiffsverkehr übergeben werden, doch bei dieser Notlage wurde erlaubt, daß die Passagiere des „Ernst" von der Mole aus mittelst Dampfbarkasse befördert würden. Um vier Uhr nachmittags versammelten sich also die Reisenden dort. Der kleine „Pionier" wurde mächtig geheizt, aber bei dem heftigen Wind kam nicht genügend Dampf zustande. Unsere Koffer und Kisten wurden schon verladen, schließlich auch all unser Handgepäck, damit wir nur schnell abfahren könnten, wenn der nötige Dampf erzeugt wäre. Volle anderthalb Stunden standen wir so auf der Mole, über deren hohe Brustwehr beständig die schäumenden Wellen schlugen. Obwohl wir uns möglichst in den Schutz einiger Güterwagen zu stellen suchten, konnten wir oft ein kleines Sturzbad genießen, und ohne unsere Mäntel wären wir bald durch und durch naß gewesen. Anfangs suchte man mit Humor über die Ungemütlichkeit fortzukommen, aber der ging schließlich aus.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Müde vom Stehen, frierend und hungrig war es eine trübselige Geschichte. Mir tat eine junge Frau aus Swakopmund so leid, die mit einem Kindlein von wenigen Monaten im Arm auch hier aushalten mußte, während ihr Mann ein krankes Bübchen von zwei Jahren trug.

Die Sonne sank als ein großer, feuriger Ball ins Meer hinab. Da hieß es: „Heute abend kann nicht mehr gefahren werden. Stellen Sie sich morgen früh um acht Uhr wieder hier ein." Also all das Warten war für nichts gewesen, und wir sollten zurück ins Hotel, wo schon die Rechnung bezahlt, die Bettwäsche gewaschen war, ohne das Geringste zum Umkleiden, selbst ohne Kamm, denn unsere Handtaschen wurden uns nicht wieder herausgegeben. Und doch war's für uns noch leichter als für jene junge Frau; ich hörte sie sagen zu ihrem Mann: „Wir müssen noch irgendwo Zeug kaufen zu Windeln, ich habe ja keine mehr."

Da gab es viel Murren und Schelten von allen Seiten, aber einer war überglücklich, und das war Walter. Er durfte ja noch eine Nacht bei seinem lieben Vater bleiben. Leuchtenden Auges berichtete er: „Ich habe den lieben Gott so sehr gebeten, daß wir heute noch nicht weg müßten, nun hat er mein Gebet erhört!"

Das Glück des lieben Kindes söhnte uns aus mit unserer Lage. So zogen wir wieder zu unserem recht weit entfernten Hotel, wo man sehr verwundert über unsere Rückkehr war. Walter war so vergnügt, als ob es nun überhaupt keinen Abschied gebe. Er ließ sich von seinem Vater einen Briefbogen geben und schrieb voll Eifer einen langen Brief an seine liebe Mutter, um ihr von dem Erlebten zu berichten. Dazwischen rief

er immer wieder: „Das hat der liebe Gott getan, o wie bin ich ihm so dankbar, daß er mich erhört hat."

Wir suchten bald unsere Betten auf, konnten aber die ganze Nacht nicht warm werden, und als der Morgen eben graute, standen wir wieder auf. Schnell schauten wir hinaus, ob das Wetter sich geändert habe. Wohl war der Wind umgesprungen, aber er war fast noch stärker als am Tag zuvor und wehte den Sand dermaßen auf, daß man kaum ein Stück vor sich sehen konnte. Mein Mann ging gleich hinab zum Strande, um zu hören, wie es mit unserer Abfahrt würde, und kam nicht wieder. Im Hotel wurde uns gesagt, bei dem Wind würde die Ausfahrt zu gefährlich sein, man würde gewiß noch bis Mittag warten. So frühstückten wir übrigen ganz ruhig; ich war überzeugt, wenn gefahren werden sollte, würde mein Mann uns doch Bescheid bringen. Gegen 8 Uhr schlug Walters Vater vor, daß wir auch mal nach dem Strand gingen, Gepäck hatten wir ja nicht. Als wir uns der Mole näherten, gewahrten wir mit Schrecken, daß der „Pionier" nicht mehr an seinem Platze lag. Wohl war der „Ernst" noch da, aber sollten die Passagiere schon hinübergefahren sein, und wir blieben zurück? Walter hoffte es inbrünstig, aber mir war der Gedanke des „Zu spät"! schrecklich. Und wo mochte mein Mann sein?! Es waren Minuten äußerster Spannung, bis wir nahe genug kamen, um zu sehen, daß viele Menschen an dem Ende der Mole standen, also doch jedenfalls die Reisenden. Wir gingen eilend hin und hörten, daß wir wirklich jetzt eingeschifft werden sollten. Und wir hätten beinahe ruhig im Hotel gesessen, meines Mannes Rückkehr erwartend, wenn Walters Vater nicht den Vorschlag eines Ganges zum Strande gemacht hätte? Aber wo

war mein Mann? Niemand, soviel ich auch fragte, hatte ihn gesehen. Wieder überkam mich große Angst, ich konnte doch unmöglich an Bord gehen, ohne zu wissen, ob er mitkäme!

Der „Pionier" war fort — wie uns gesagt wurde — um unser Gepäck schon aufs Schiff zu bringen und würde uns gleich holen. Meine letzte Hoffnung war, daß mein Mann mit hinübergefahren sei, um uns schon Kabinen zu belegen. Erwartungsvoll schauten wir hinaus, und ich schrie dabei innerlich zu Gott, daß er doch Gewißheit gebe über seinen Verbleib. Da taucht zwischen den weißen Wogenkämmen die kleine Barkasse auf, einen Augenblick hoch, dann wieder in der Tiefe, daß man meinen sollte, das Meer habe sie verschlungen. Aber nein, sie kommt immer wieder in die Höhe und nähert sich rasch der Mole. Ich erkenne den weißen Tropenhut meines Mannes, und da winkt dieser mir auch schon zu, ebenso froh, mich zur Stelle zu sehen, wie ich ihn. Wie gestern Walter, so konnte ich heute nur aus tiefstem Herzen sagen: „O Gott, ich danke dir, daß du mein Gebet erhört hast."

Mein Mann hatte nicht solche Sorge über unser Kommen gehabt; als er zum Strande kam, wollte gerade der „Pionier" abfahren; er entschloß sich schnell zur Mitfahrt, um uns gute Kammern zu sichern und trug einem Arbeiter auf, uns das zu telephonieren. Aber Sonntags war kein Telephondienst, das ahnte er nicht und war getrost, daß wir Bescheid wüßten. Welch ein Glück, daß er nochmal zurückfuhr; sonst wäre womöglich er abgereist und ich mit den Kindern im Lande geblieben.

Sobald die Barkasse landete, wurden wir von den Schwarzen hineingehoben; die Frauen gehen fast alle in die Kajüte, einige bleiben oben, auch ich mit den Kindern.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Hinten auf den Schiffstauen suchen wir uns ein möglichst festes Plätzchen; die Herren müssen stehen. Weil der „Pionier" so winzig klein ist, will der Landungskapitän nicht erlauben, daß noch jemand außer den Reisenden selbst mitfährt. So soll auch Walters Vater zurückbleiben, aber der Knabe klammert sich jammernd an ihn und will um keinen Preis ohne ihn aufs Schiff. Der Kapitän wettert freilich arg, läßt aber doch schließlich die Mitfahrt zu, ebenso die von Herrn N., der seine Frau mit dem kleinen Büblein auch erst sicher auf dem großen Schiff sehen will, ehe er Abschied nimmt.

Nun ging die Fahrt los, sie war schrecklich, wenn das Schifflein in die Tiefe schoß, konnte man nicht glauben, daß man wieder in die Höhe käme, der Tod schien sehr nahe. Wir klammerten uns fest an, um nicht über Bord geschleudert zu werden. Ich wurde überdies gleich seekrank, die meisten Frauen und manche Herren folgten meinem Beispiel. Zum Glück dauerte die Fahrt nicht lange, und weiter draußen war's auch weniger stürmisch. Jetzt legte der „Pionier" sich neben den „Ernst", der, nur ganz gering befrachtet, riesenhoch über dem Meeresspiegel herausragte. Wie sollten wir nur da hinaufkommen? Gerade wie unsere Koffer, so wurden auch wir mittelst des großen Schiffskrahns in die Höhe gewunden. Ein Korbsessel wurde mit dicken Seilen hinuntergelassen, da hinein setzte sich einer nach dem andern und schwebte so über dem Meeresabgrund in die Höhe. Alle kamen glücklich auf diese Weise oben an. Elly ließ sich ganz geduldig hinaufbefördern, aber Walter, der sonst so kecke Junge, hatte so große Angst, daß sein Vater ihn auf den Schoß nehmen mußte. Würde der Sessel die doppelte Last halten? Gottlob, auch diesmal ging alles gut.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nun waren wir alle oben, und mein Mann führte uns gleich in unsere Kammern, die einander gegenüber lagen. Mir war noch so sterbenselend zumute, daß ich mich gleich aufs Sofa legte. Drüben fand indessen der herzzerreißende Abschied zwischen Vater und Kind statt; sobald alle Passagiere an Bord sind, fährt der „Pionier" auch schon zurück. Natürlich ging ich nun gleich zu den Kindern, Elly schaute ganz ratlos auf den kleinen Freund, dessen Jammer so übergroß war. Ich nahm ihn in den Arm und tröstete, so gut ich's konnte. Vor wenigen Jahren hatten wir selbst unsere jüngsten Kinder so von uns lassen müssen, ich fühlte den ganzen Schmerz von damals jetzt wieder. Nichts bedeutet doch jedes Opfer und jede Entbehrung im Missionsleben gegen das Abgeben der geliebten Kinder in dem jugendlichen Alter, wo sie noch so ganz besonders Vater und Mutter nötig haben.

Der „Ernst" hatte schon die Anker aufgewunden und sich in Bewegung gesetzt, wir gingen auf Deck, legten uns in einer Reihe in die Korbstühle und schauten nach der immer mehr unsern Blicken verschwindenden Küste. Was für Gedanken zogen durch unsere Herzen! Wir Alten wären am liebsten so ganz still geblieben, aber Walter hatte soviel zu fragen, er war voller Pläne, wie er doch wohl zum Vater zurück könnte.

„Tante, wenn das Schiff jetzt nochmal ans Ufer führe, und ich stiege aus, wenn ich dann ganz schnell liefe, könnte ich dann nicht heute abend wieder in Swakopmund sein, bei meinem Vater?" — „Mein lieber Walter, das Schiff kann jetzt nicht mehr zurückfahren." — „Ja, dann könnte aber vielleicht ein Kahn heruntergelassen werden, der mich ans Land brächte."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

So dachte er sich eine ganze Reihe von Möglichkeiten aus, und es war mir bitter weh, ihm immer wieder sagen zu müssen: „Es geht nicht." Ich versuchte ihm klar zu machen, daß Gott es sei, der ihn von den Eltern fort nach Deutschland führe zu seinen Geschwistern, und daß er doch sicher ihm gehorsam sein wolle. Er weinte bitterlich, wurde aber ruhiger.

„Tante, ich habe so Leibweh," ertönte da die Stimme von Elly, die bis dahin still und stumm in ihrem Stuhl gelegen hatte. Es war etwas Seekrankheit, sie wußte nur nicht, woher dieses Unbehaglichkeitsgefühl kam. „Und ich habe Herzweh," sagte Walter mit einem tiefen Seufzer.

O, das war ein endlos trauriger Sonntag! Auch die übrigen Reisenden waren mehr oder weniger seekrank, noch von der Fahrt auf dem „Pionier" her.

Am Abend, beim Zubettgehen, brach Walters Jammer nochmal in vollem Umfang aus; wohl zum erstenmal in seinem Leben mußte er zu Bette gehen ohne Elternkuß. „Mein Vater, meine Mutter!" rief er immer wieder wie verzweifelt. Mir wollte selbst schier das Herz brechen dabei. Ich merkte, daß er am besten mit Gottes Wort zu beruhigen war, und an seinem Lager kniend sagte ich ihm manchen Trostspruch.

„Tante, ehe ich abreiste, hat meine Mama mich den Spruch gelehrt: ‚Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.' Nicht wahr, der paßt jetzt gerade für mich?" — „Ja freilich mein liebes Kind; deine liebe Mutter hat dich den Spruch gerade darum gelehrt, weil sie wußte, welche Trübsal es für dich sein würde, die Eltern verlassen zu müssen. Nun heißt es eben geduldig sein und anhalten am Gebet, da wird der Heiland dir helfen in deiner Not. Es heißt aber auch:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

‚Seid fröhlich in Hoffnung.‘ Du darfst hoffen, daß der Herr dich wieder mit deinen lieben Eltern zusammenführt hier auf Erden oder sonst sicher im Himmel, wenn du ein frommer Knabe bist.“

Nun schlief das arme Kind ruhig ein, aber noch lange Zeit blieb er abends beim Schlafengehen ganz besonders trostbedürftig und konnte nicht einschlafen, wenn ich nicht mit ihm betete und vorher von den lieben Eltern mit ihm sprach.

Auch über Tag waren seine Gedanken viel daheim. Unzähligemal fragte er: „Tante, was tut jetzt wohl meine Mama?“ Dann ließ ich mir immer von neuem erzählen, wie sie den Tag zu verbringen pflegte, und sagte ihm: „Nun ist es also die Zeit, da sie das und das tut. Gewiß denkt sie bei der Arbeit auch an ihren lieben Walter auf dem großen Meer und betet, daß der liebe Heiland ihn sicher nach Deutschland bringen und ihn wieder fröhlich machen möge.“ Dann schien er sich jedesmal den geliebten Eltern näher zu fühlen, und sein kleines Herz lebte wieder auf.

Nach und nach ging es immer besser; Kinder überwinden den Schmerz meist leichter als die Eltern; besonders wenn ihnen nur Liebe und Freundlichkeit erzeigt wird. Alle auf dem Schiff hatten den treuherzigen Jungen gerne, die Herren gaben sich viel mit ihm ab, und die gute Schwester vom roten Kreuz spielte öfters mit den drei Kindern Gesellschaftsspiele. Sie verstand es so gut, mit ihnen vergnügt zu sein und sie anzuregen; mir wurde das schwerer, weil ich zu leidend war. Dafür ließ ich mir von ihnen viel von daheim erzählen. Elly ließ nichts von Heimweh merken, nur ihren kleineren Bruder, der bisher ihr treuer Spielgefährte gewesen war, vermißte sie anfangs schmerzlich. Ein Ersatz wurde ihr

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Walter, in etwa aber noch mehr der kleine Julius N., mit dem spielte sie und verwahrte ihn, war auch stets dienstbereit, für ihn aus der Kabine zu holen, was seine Mama brauchte. Das war dieser eine große Hilfe. So lebten wir alle uns ins Schiffsleben ein, die Seekrankheit hatten wir bald überwunden, es war schönes Wetter und ruhige See. Anfangs war es bitter kalt gewesen, wir hatten schon in Swakopmund alles, was nur von wärmenden Kleidungsstücken und Decken vorhanden war, hervorgesucht. Aber allmählich wurde es wärmer und wärmer, je näher wir dem Äquator kamen. Wir waren zunächst nur zwölf erwachsene Personen und vier Kinder auf erster Klasse, und der „Ernst" hatte ein besonders großes, geräumiges Verdeck. Da konnten wir uns frei bewegen und uns je nach Bedürfnis unsere Sitzplätze aussuchen. Leider hörte das später ganz auf, als mehr Reisende hinzukamen.

Am fünften Tage fuhren wir einige Stunden weit in den Kongo, um Süßwasser einzunehmen. Majestätisch fließt der Strom dem Meere zu; eine Menge Haifische folgten dem Schiff. Die tropisch üppige Vegetation der Ufer bot den schärfsten Gegensatz zu der öden Sandwüste, die wir verlassen hatten. Einige Tage sah man nun wieder nur Himmel und Meer, Walfische und Delphine, aber am Sonntag früh, gerade eine Woche nach unserer Abreise kamen wir in die Guinea-Bucht, und nun begann eine sehr belebte Zeit. Gleich an diesem Tag ankerten wir dreimal gegenüber einigen Faktoreien. Wir bekamen hier Zuwachs an Reisenden. Erwartungsvoll schauten alle hinaus, wen das Boot wohl bringen möchte. Aber was war denn das? Schien das nicht ein kleiner Sarg zu sein? Ein Gefühl banger Ahnung überfiel nicht nur mich, sondern auch einige andere

Damen. Da legte das Boot an. Ein junges Ehepaar steigt die Schiffstreppe herauf. Von dem ersten Anblick und Gruß der allerliebsten, noch sehr jungen Frau fühlen wir uns alle sympathisch berührt. Hinter ihnen drein trugen die Bootsleute, was wir für einen Sarg gehalten hatten, in Wirklichkeit aber eine Kiste war, in dem das achtwöchentliche erstgeborene Töchterchen von M.'s dank der eigenartigen Herstellung dieses Kinderbettchens ungefährdet durch Wogen und Wind die Fahrt gemacht hatte. Die Hälfte der Kiste hatte ein Spitzdach, Griffe an den Seiten erlaubten ein bequemes Tragen durch zwei Leute.

„Wollen Sie nicht unsere Kleine sehen?" fragte mich Frau M., als ich sie später bei ihrer Kabine unten traf. Gern ging ich mit. Es war ein liebliches, aber sehr bleiches, zartes Geschöpfchen; doch die junge Mutter hatte keine Sorge. Sie war so stolz und glücklich, freute sich, nun bald der teuren Mutter und den Schwestern daheim ihr Kindchen zeigen zu können. Ganz vertrauensvoll erzählte sie mir, daß sie erst vor einem Jahr hergekommen sei, aber ihr Mann habe viel Malaria gehabt, so daß sie seine, jetzt gerade fällige Urlaubszeit benützen müßten zur Erholung in Deutschland. Sie hätten noch keine Gelegenheit gehabt, ihr Kind taufen zu lassen, ob mein Mann das nicht tun würde auf der Reise.

Das kindlich fröhliche, zutrauliche Wesen der jungen Frau gewann ihr schnell aller Herzen. Das Beisammensein auf Deck war weniger langweilig, seit Frau M. mit allen so frisch und heiter plauderte. Auch der Gemahl war angenehm, und so konnten wir mit diesem Zuwachs schon zufrieden sein. Wenn es nur bei demselben geblieben wäre.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Montag früh fuhr der „Ernst“ in den Kamerunfluß ein und ankerte vor der Stadt Duala. Von der herrlichen Landschaft waren wir wieder ganz entzückt, von allen Seiten hieß es: „O, wenn wir in Südwestafrika auch solche Wälder, solche Vegetation hätten!“ Doch möchten wir auch sonst tauschen mit unseren Landsleuten in Kamerun und Togo und der ganzen Westküste? Viele neue Passagiere kamen von ihren Freunden begleitet an Bord. Wie sahen diese aber alle aus? Ganz entsetzlich elend, blutleer, gelb, als wenn sie gerade von schwerem Malariafieber aufgestanden wären. Viele mochten das auch wohl sein, aber die Malaria gehört eben zum dortigen Leben. Wir hatten schon geglaubt, daß wir davon zu erzählen wüßten, wurden aber von den Kameruner Landsleuten ganz erstaunt gefragt: „Sie gehen wegen Ihrer Gesundheit nach Deutschland? Unmöglich! Sie sehen ja alle so wohl aus. Südwestafrika muß ein gutes Klima haben.“

Was war es aber erst für ein Staunen in Duala, als man dort unseren Walter sah! Viele Passagiere gingen nämlich dort ans Land, und mein Mann hatte Walter mitgenommen. Schwarze wie Weiße blickten und liefen ihm nach; denn dort kennt man nur ganz kleine weiße Kinder. Bis zum zweiten Jahr, so erzählten uns die dortigen Missionare, müssen sie aus Gesundheitsrücksichten schon nach Europa gebracht werden. Einen so großen, und dabei so frischen weißen Knaben wie Walter zu sehen, war ihnen wirklich ein Wunder.

Ja, da wollten wir doch lieber in der öden Sandwüste Hererolands leben, als hier im tropisch schönen Kamerun, wo die feuchte Hitze sich uns wie ein schwerer Druck auf den Kopf legte, so daß die am Land Gewesenen schon glaubten, sie hätten sich dort das Fieber geholt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wie viel haben wir noch voraus, daß wir in Hereroland unsere Kinder wenigstens bis zum schulpflichtigen Alter bei uns behalten und ihre erste Erziehung leiten können! Wir dürfen selbst in die jungen Herzen die Liebe zum Heiland pflanzen. Auch nehmen sie eine Erinnerung an ihre Eltern mit, was alles hier in Kamerun wegfällt. Mein Mann war im Basler Missionshaus und hatte zu seiner Freude dort gehört, daß ein junger Missionar und zwei Missionskaufleute mit uns reisen würden. Das waren doch Gesinnungsgenossen. Leider blieben es die einzigen. Für Walter war ein Besuch bei König Bell und die Besichtigung des Palastes Seiner schwarzen Majestät das Interessanteste am Lande gewesen, und er bedauerte Elly, daß sie nicht dabei gewesen. Diese war aber gerne bei mir auf dem Schiff geblieben. Gegen Abend trat ganz unerwartet der mächtige Kamerunberg hinter seinem Wolkenvorhang hervor. Ich erschrak fast; tief unten lagerten noch die weißen Wolken und hoch, hoch darüber hinaus ragte der fast 4000 Meter hohe Berg. Leider zeigte er sich nur für kurze Zeit; doch sahen wir ihn in Viktoria wieder.

Früh um 7 Uhr am andern Morgen brachten die Boote die neuen Mitreisenden und wieder allerlei Gäste. Major Müller, unser alter Freund aus Hereroland, hatte die schwarze Militärkapelle mitgebracht, welche unter der Leitung eines Weißen ganz hübsch blies. Für uns war es etwas Neues, solcher Leistung Eingeborener zuzuhören; wir mußten uns überhaupt wundern, wie viel intelligenter hier die Leute waren. Man konnte auch mit den meisten, die an Bord kamen, deutsch reden. Viele Neger reisten als Passagiere mit und hatten ihre Koffer und Schiffsstühle wie jeder Weiße. Ein schwarzer Kaufmann fuhr sogar erster Klasse und erwartete von den weißen

Mitreisenden, ganz als ihresgleichen behandelt zu werden. Das kam einem doch sehr fremd vor.

Von Duala erreichten wir in einigen Stunden Viktoria, das mir als die Krone der Westküste erschien in seiner großen landschaftlichen Schönheit. Das Basler Missionshaus konnten wir vom Schiff aus sehen unter Palmen und Laubbäumen. Nun ging es weiter nach Lagos, wo wir den „Ernst" verlassen mußten und auf die „Alexandra" umsteigen auf offenem Meer. Die Küste sah man nur in weiter Entfernung. Die Fahrt im kleinen Boot bei stark bewegter See war ein Seitenstück zu der Einschiffung in Swakopmund. Ich mußte dabei lebhaft an eine Dame in Bacharach denken, die schon Todesängste ausstand beim Anfahren des Nachens an den Rheindampfer und sich verschwor, nie wieder in einem Kahn zu fahren. Die hätte hier mit sein müssen. Zum Glück waren wir in wenigen Minuten drüben, doch nicht ohne neue Seekrankheit. — Es kamen wieder viele eingeborene Reisende hier dazu, aber nur für Tage, an anderen Küstenplätzen stiegen sie wieder aus. Es war uns sehr wunderbar, daß diese großen, deutschen Dampfer den Lokalverkehr der Eingeborenen übernehmen. Die Männer kletterten flink wie Eichkätzchen die Strickleitern herauf, setzten sich auf die Brustwehr des Schiffes und spazierten sicheren Fußes entlang, während dasselbe ganz gewaltig schaukelte, als wären sie gelernte Seiltänzer. Die Frauen und Mädchen wurden zu mehreren in einen Riesenkorb gehoben — nicht wie wir in Swakopmund einzeln im Sessel — und mit dem Schiffskrahn hinaufgewunden. Oben auf Deck stülpten die Matrosen einfach den Korb um, so daß die Frauen herauskollerten. Manchen schien dies rohe Verfahren doch peinlich zu sein, hastig ordneten sie ihre Kleider und suchten sich ein ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

borgenes Plätzchen. Nach den Frauen wurde eine Herde Schafe und Ziegen in Booten angefahren und in gleicher Weise mit dem Korb aufs Deck gebracht.

Das Ein- und Umladen der Güter dauerte den ganzen Tag. Hauptsächlich waren es Fässer mit Gummi und Palmkernen. Ein Boot schlug um; die Kruneger, die es führten und die wie Fische schwimmen, retteten sich leicht in ein anderes, aber die kostbare Ladung trieb immer weiter ab. Eine kleine Dampfbarkasse wurde zur Auffischung derselben nachgeschickt, aber sie konnte sich nicht halten gegen die hochgehenden Wogen und gab Notsignale, so daß ein größeres Schiff, das dort lag, wieder der Barkasse zu Hilfe kommen mußte und sie auch glücklich zurückbrachte, aber die Landung des Bootes blieb verloren.

Die Kinder waren ganz aufgeregt über alles, was es zu sehen und zu hören gab. Am liebsten wäre Walter mitten in dem Treiben gewesen, und wir hatten große Mühe mit ihm, bis er sich an dem Zuschauen vom Oberdeck genügen ließ. Das Bild, das sich uns für die nächste Woche auf dem Unterdeck bot, war aber nicht nur für die Kinder, sondern auch für die Großen so interessant, daß wir stundenlang von oben zuschauten, und der eine Missionskaufmann eine gelungene photographische Aufnahme davon machte.

Unter den eingeborenen Reisenden waren viele Haussa-Neger, Handelsleute, die mit ihren hier eingekauften Waren in die Heimat zurückfuhren. Es waren Mohammedaner in langen, faltigen Gewändern und mit Turbans in türkischer Art. Manche ehrwürdige Gestalten sahen wir darunter, die ihre Gebete zu den bestimmten Zeiten mit tiefer Andacht verrichteten, unbekümmert um den unsagbaren Lärm um sie her. Die

jüngeren Leute blickten ehrfurchtsvoll zu ihnen auf, und es schien uns, als wenn manche beim Abschiednehmen sich segnen ließen.

Es war ein Leben und Treiben da unten, so bunt wie auf einem Jahrmarkt. Die Händler hatten Koffer,

An Bord der „Alexandra Woermann".
(Die eingeborenen Reisenden auf dem Unterdeck.)

Kisten, Körbe und Säcke bei sich, und die Ziegen, welche mit den Schafen dicht bei den Menschen ihren Platz hatten, sprangen mit großer Vorliebe auf dem Kistenberg herum und knabberten daneben die Maissäcke auf. Auch Geldwechsler gab es, deren Feilschen und Schreien uns im Geist in den jüdischen Tempel versetzte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Täglich hielt unser Schiff ein- oder zweimal, aber immer ziemlich entfernt vom Lande, weil die Brandung überall sehr stark ist. Man pflegt die Postsachen vom und zum Land in Fässern zu befördern, damit sie nicht gleich verdorben werden oder gar verloren gehen, wenn das Boot etwa umschlägt.

Von jedem Küstenplatz kamen auch neue weiße Passagiere an Bord. Wo sollten nun alle unterkommen? Da galt es zusammenrücken. Natürlich mußten die Kinder zuerst ihre Kabine abtreten. Elly fand zu ihrer Freude ein Plätzchen bei Frau N. und ihrem kleinen Freund Julius. Den Walter kommandierte der Kapitän aber zu dem schwarzen Herrn von Duala; denn natürlich wollte sonst keiner mit dem zusammenwohnen. Wir baten dringend, davon abzustehen, aber der Kapitän war kein Freund der Missionare und bestand auf seinem Befehl. In unserer Not seufzten wir zu Gott um einen Ausweg, und siehe da, noch am gleichen Tage stieg ein schwarzer Rechtsanwalt ein, der auch erster Klasse fuhr; natürlich wurde der nun zu seinem Landsmann getan. Wie froh und dankbar waren wir mit Walter! Er erzählte in seiner treuherzigen Weise den bekannten deutschen Herren, wie der liebe Gott geholfen habe und fragte überall nach, ob nicht in einer Kabine noch ein leeres Bett sei. Wirklich fand sich noch eins bei einem Deutschen, und auch ganz in unserer Nähe. Natürlich konnte ich nicht da aus- und eingehen. Walter kam darum zum Beten in unsere Kammer; denn ohne das gemeinsame Gebet konnte er nicht einschlafen. Seiner lieben Eltern gedachte er nach wie vor in heißer Liebe, aber der erste, scharfe Trennungsschmerz war doch überwunden. Seit Duala hatte Walter auch einen Spielkameraden, über den wir freilich nicht erbaut waren. Es war der kleine Diener

eines kranken Offiziers, ein etwa acht- bis zehnjähriges, drolliges, schwarzes Kerlchen mit Namen Aeschu. Er sprach gut deutsch, war schon früher mit seiner Herrschaft in Deutschland gewesen und fühlte sich als verzogenen Liebling und Spielzeug. Bescheidenheit kannte er nicht und glaubte sich ebenso den Weißen gleichberechtigt, wie die beiden Herren. Diese mußten wohl viel Geld haben; sie reisten beide „zum Vergnügen" nach Deutschland, sprachen freilich nur englisch. Durch ihre Unverschämtheiten gaben sie viel Ärgernis. Man konnte an ihnen merken, wie wenig Wert die äußere Zivilisation hat, wenn nicht ein neuer Geist das Herz durchdringt. Da waren manche Christen unserer Hererogemeinde doch andere Leute!

Weil so oft gelandet werden mußte, blieben wir der Küste sehr nah; das ist nicht ungefährlich. Schon manches Schiff ist hier auf den Felsenriffen gestrandet, noch kurz zuvor die „Lulu Bohlen". Die Nachricht davon kam statt derselben am Tag vor unserer Abreise in Swakopmund an, und so war es natürlich, daß auf der ganzen Fahrt, besonders als wir in diese Gegend kamen, sehr viel von dem Schiffbruch die Rede war. Die Kinder glaubten überall die Reste der „Lulu" zu sehen, und als wir bei Kap Coast ein vorm Jahr gestrandetes Schiff sahen, waren sie fest überzeugt, dies sei die „Lulu". Man hörte in den Tagen kaum noch anderes reden, als von dem Schiff und von dem Schicksal der Gestrandeten, die zwar alle gerettet, aber von den Eingeborenen der Küste ausgeraubt und übel behandelt waren, bis sie zu den Niederlassungen der Europäer kamen. Der deutsche Konsul aus Monrovia befand sich auf unserm Schiff um die Sache zu untersuchen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wir waren recht froh, als wir erst glücklich die gefährliche „Ecke" Afrikas hinter uns hatten. Die Kinder waren aber sehr enttäuscht, die Reste der „Lulu" schließlich doch nicht zu sehen, da wir nachts dort vorbeifuhren.

In Monrovia verließen uns die letzten Schwarzen, außer den beiden auf der ersten Klasse. Nun ging es endlich wieder in die offene See hinaus, und erst vor Las Palmas, auf den kanarischen Inseln wurde wieder Halt gemacht. Wir hatten an der ganzen Westküste viel Regen und zum Teil sehr starken Gegenwind. Unser Schiff machte ganz beängstigende Verbeugungen. Die Seekrankheit hielt wieder ihren Einzug; aber es lagen auch einige neue zugekommene Herren schwer am Fieber darnieder. Die gute Schwester, welche doch zur Erholung nach Deutschland reiste, stellte sich gleich dem Schiffsarzt zur Verfügung für die Pflege. Nach Verlauf einer Woche hatte sie die Freude, die Genesenden aufs Deck führen zu können.

Eines Tages blieb Frau M.'s Platz leer, auf unsere Frage hieß es: „Sie hat einen Fieberanfall." Die Taufe des kleinen Kindes, die gerade für diesen Abend festgesetzt war, wurde darum verschoben, damit die Mutter doch dabei sein könnte.

Einige Tage vergingen, Frau M. war noch krank, und als wir in Las Palmas fast alle für einige Stunden ans Land gingen, blieb die Schwester zurück. Da diese sich so sehr auf Las Palmas gefreut hatte, merkten wir, daß Frau M.'s Befinden nicht so unbedenklich sein mußte. Gesagt wurde nichts davon; Krankheit oder gar Tod soll den Reisenden möglichst fern gehalten werden, das geht ja in Hotels und in Badeorten ebenso. Fragte man, so war die stete Antwort: „Es geht besser." Wir glaubten das aber nicht mehr, und mein Mann hätte

so gerne die Kranke, die wir lieb gewonnen hatten, als Seelsorger besucht, aber er wurde ebensowenig zugelassen, wie eine von uns Damen. Der Gatte wollte gar nicht den Gedanken aufkommen lassen, daß ihm sein geliebtes, junges Weib entrissen werden könnte.

Das Kindlein war inzwischen auch erkrankt. Die Schwester nahm es in ihre Kabine, die sie mit Frau A., der Jüdin, und deren kleiner Tochter teilte. In rührender Weise nahm Frau A. die Pflege des Kindleins auf sich. Die Mutter ahnte nichts davon, daß ihr Liebling krank sei. Oft fragte sie nach ihm, war aber ganz beruhigt, es bei der Schwester und Frau A. zu wissen. Wir fragten, ob die Kleine nicht getauft werden solle. Erst wurde es abgelehnt, aber eines Nachmittags setzte Herr M. sich zu uns und bat, daß mein Mann die Taufe vornehmen möge, aber erst am Abend, damit möglichst sonst niemand etwas davon höre. „O, du armer Mann," dachten wir, „der du solche Furcht hast, von etlichen Mitreisenden verspottet zu werden, weil du dein Kind noch taufen läßt!"

Wir sitzen noch zusammen, da stürzt Frau A. herbei: „Herr Missionar, kommen Sie doch schnell hinunter und taufen Sie das Kind, es stirbt!" Die Jüdin war's, der es allein am Herzen lag, daß das Christenkind nicht ungetauft sterben möchte. Ich konnte nicht umhin, ihr später meine Verwunderung und warmen Dank auszusprechen. Da sagte sie ganz einfach: „Ich bin als Jüdin geboren und will als solche sterben, aber ich weiß, welchen Wert die Christen auf die Taufe legen, darum hielt ich es für meine Pflicht, Herrn Missionar zu rufen." Wenn es doch mehr solcher Juden gäbe!

Herr M. war sehr erschrocken und eilte hinunter. Wir folgten, und mein Mann taufte das Kindlein auf

den Namen unseres dreieinigen Gottes und segnete es zum Sterben ein. Ach, man wußte nicht, ob es nicht schon tot war, so regungslos und weiß lag es da. Ganz verzweifelt saß der arme Vater dabei; er hatte ja keinen Trost und keine Hoffnung. Nach der Feier fuhr er wild auf: „Schwester, Sie haben mir nicht gesagt, daß mein Kind so krank war, verbergen Sie mir jetzt nicht, wie es in Wahrheit mit meiner Frau steht. O, wenn sie auch stirbt, so springe ich ins Meer, was soll ich dann allein zurückbleiben!" Wir waren tief erschüttert. Mein Mann suchte mit ihm zu beten, aber es machte keinen Eindruck. Die Schwester war ratlos, was sie sagen dürfe und gab ausweichende Antworten. Wir wußten ja noch weniger als der Gatte selbst, sonst hätte mein Mann nicht gezögert, ihm die volle Wahrheit zu sagen.

Das Kindlein lebte noch bis zum andern Morgen, da verlöschte leise das schwache Lebenslichtlein. Arme, junge Mutter, und du ahnst nichts davon. Auf ihre Frage nach dem Kinde heißt es: „Es geht ihm wohl!" Ja, das war so, aber freilich anders, als die Mutter meinte. Sie sollte nichts erfahren, um sich nicht zu erregen, und so bezwang ihr Mann seinen tiefen Schmerz um den kleinen Liebling und redete ihr zu von ihrer baldigen Genesung. Als ich die Schwester fragte: „Wenn Frau M. erst kräftiger ist, wird sie ihr Kind sehen wollen, dann werden Sie ihr doch die Wahrheit sagen?" „Auf keinen Fall, das muß Herr Missionar tun; ich lasse mich alsdann nicht mehr bei ihr sehen!"

Wir hofften und dachten fest, daß Gott der Herr die noch vor kurzem so lebensvolle junge Frau ihrem Gatten erhalten wolle, aber Er hatte andere Gedanken. In der Nacht wurde die kleine Leiche an Spaniens Küste ins Meer gesenkt. Nur wenige wußten davon.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mein Mann hatte den Kapitän gebeten, daß er ein Gebet sprechen dürfte bei der Feier. „Nein, von dem frommen Geklingel will ich nichts wissen." Wir beteten um so brünstiger für die armen Eltern.

Unser letzter Sonntag an Bord brach an. Gerade eine Woche war Frau M. nun krank. Die Freude, am nächsten Sonntag schon bei unseren Lieben daheim zu sein, wurde sehr gedämpft durch unser stetes Gedenken der armen M.'s. Wir waren so dankbar zu hören, daß das Fieber aufgehört habe. Daß die Schwäche noch groß sei, war natürlich. Ich wunderte mich nur über Frau A., die so merkwürdig ernst war. Wußte sie durch die Schwester, daß doch von keiner Besserung die Rede war? Nachts zwei Uhr klopfte jemand an unsere Kammertür, und ich erkannte die Stimme des Doktors: „Herr Missionar, möchten Sie nicht zu Frau M. kommen, es geht nicht gut?" Schnell folgte er dem Arzt. Nach einer halben Stunde kam er zurück: „Sie ist hinüber." Ich konnte es kaum fassen. Schon seit dem vorigen Nachmittag hatte sie nichts mehr gesprochen und gehört, und doch hatte der Arzt dem armen Gatten gesagt, die Gefahr sei vorüber. Was sollte jetzt mein Mann, wo sie nichts mehr verstehen konnte von den Sprüchen und Versen, die er ihr für den Weg durchs dunkle Todestal mitzugeben versuchte! Nun war es zu spät. Gott gebe, daß ihr Sterben doch ein Heimgehen war. Das Ende kam ganz sanft und leise. — Mein Mann und die Schwester kleideten die Tote um. Ach, wie viel schwerer als schon im eigenen Daheim ist solche Krankheit und das Sterben in der engen Kabine, während das Schiff von einer Seite auf die andere rollt, und die Kranke nicht einmal ruhig liegen kann. Und wie schwer ist die Pflege, dazu die bedrückend heiße Luft, der Lärm rings-

um, und jeden Abend die lustige Musik der Schiffskapelle!

Nun hatte die Mutter nichts vom Tod ihres Kindleins mehr erfahren, das Leid blieb ihr erspart, aber der arme, arme Mann! Er war ganz verzweifelt. Würde er nun auch den Tod suchen? Nicht lange nach Frau M.'s Verscheiden stoppte plötzlich das Schiff. Eine herzbeklemmende Angst überkam uns. Sollte Herr M. über Bord gesprungen sein? Mein Mann eilte hinauf, der Kapitän war auf Deck, eine dichte Nebelwand hatte sich urplötzlich vor das Schiff gelegt und aus Vorsicht wurde gestoppt, denn wir näherten uns England, also nicht wegen Herrn M., gottlob!

„Da haben wir nun das Unglück," sagte der Kapitän, „nun ist die Frau M. gestorben, gehen Sie doch zu dem Mann und beruhigen Sie ihn, daß er sich nicht ein Leid antut." „Ich war schon lange bei ihm," war die ernste Antwort. Jetzt sollte der Missionar helfen, vorher brauchte man ihn nicht. Man ließ Herrn M. den ganzen Tag nicht allein. Frau A. war ganz besonders nett, sie saß stundenlang unten im dumpfen Damensalon bei dem armen Mann und redete so freundlich und tröstend, daß er allmählich ruhiger wurde und gegen Abend auch auf Deck kam. Die Teilnahme war allgemein und schien ihm auch wohl zu tun.

Der Leichengeruch war unten schrecklich, man wagte sich kaum in seine Kabine. Am Nachmittag hatte der Schiffszimmermann einen Sarg gefertigt, der mit Zink ausgelegt war, da hinein wurde vor Abend die Tote gelegt und der Sarg in einem entfernten Schiffsraum verstaut, denn die Beerdigung sollte in Hamburg stattfinden. Wir waren nun im Kanal, und da durfte der Sarg nicht ins Meer gesenkt werden, er hätte ans Land

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

geschwemmt werden können. — Wie anders war das Heimkommen, als die noch vor kurzem so glücklichen Eheleute gedacht hatten. Drei Wochen war es gerade, daß sie aufs Schiff kamen, es erschien uns viel länger. Der ganze Ernst des Todes trat uns hier entgegen. Was ist es doch schrecklich, ohne Hoffnung und Glauben am Sarge seiner Lieben zu stehen.

Nun landeten wir vor Southampton, der erste Blick auf grüne Wiesen und europäische Wälder bewegte uns sehr, es war schon wie ein Stück Heimat. Die Engländer verließen hier das Schiff, und für die beiden letzten Reisetage hatten wir nochmal Raum zu etwas freierer Bewegung. Ganz herrlich erschien uns die Insel Wight im hellen Sonnenschein, aber die Nordsee brachte Regen und Kälte, da mußten die warmen Kleider wieder hervorgesucht werden. Man zählte die Stunden bis zur Landung, als wir erst in die Elbe einfuhren. Die letzte Nacht lagen wir bei Brunsbüttel vor Anker und am andern Morgen früh ging es weiter nach Hamburg. Kaum einer hatte Ruhe zum Frühstück im Speisesaal, denn man wollte doch die Einfahrt in den Hafen ganz und voll genießen. Stolz fuhr die „Alexandra" daher, die Schiffskapelle spielte uns zum letztenmal, von allen den Schiffen, die im Hafen lagen, wurde gewinkt und gegrüßt. Nun näherten wir uns dem Quai, an dem wir landen mußten, langsam und vorsichtig legte die „Alexandra" an. Gespannt schauten die meisten nach den vielen Menschen am Ufer, ob darunter liebe Bekannte und Verwandte wären. Ja, da grüßte unser lieber, ältester Sohn, mein Mann kannte ihn nicht, denn er hatte ihn als Knaben zuletzt gesehen, während ich vor mehreren Jahren krankheitshalber nochmal in Deutschland gewesen war. Lebhaft winkten wir wieder. — Alles war in

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

froher Stimmung, hatte Gott uns doch gnädig auf der langen Reise behütet und führte uns nun mit unsern Lieben wieder zusammen. Doch nicht alle; wir konnten in der eigenen Freude nicht das tiefe Leid des Herrn M. vergessen. Er stand bei uns, und wir sagten ihm noch warme Abschiedsworte. Da schrie er plötzlich auf, am Quai standen mehrere, in tiefe Trauer gekleidete Damen, die Mutter und Schwestern seiner teuren Verstorbenen. Von Southampton aus hatte er ihnen telegraphiert, was geschehen war. —

Doch schon füllt sich das Deck von den abholenden Freunden. Das ist ein Begrüßen und Umarmen! Wie köstlich, daß auch wir schon hier eines unserer Kinder umfangen dürfen. Elly meinte: „Tante, fast jeder hat einen Sohn oder Bruder, oder eine Mutter, die ihn abholen." Ja, fast scheint es so, und manche bewegliche Szenen spielen sich noch ab in dieser letzten Viertelstunde an Bord. Hier eine Mutter mit ihren Kindern, die den Vater abholen. Zwei Jahre war er allein in Afrika, die Mutter blieb bei den Kleinen. Kaum kennen diese den Vater noch, aber sie jubeln und tanzen um ihn herum, und er hebt abwechselnd eins ums andere zu sich empor, dann wieder die Gattin innig anschauend. Da kommt eine ältere, vornehme Dame aufs Deck, ein junger Offizier eilt ihr entgegen, und sie umfängt den geliebten Sohn mit einem Aufleuchten tiefsten Dankes und Glückes in ihrem edlen Gesicht.

Daneben ein ebenso bewegliches, aber unsagbar schmerzliches Wiedersehen, das Herr M. mit seinen Verwandten erlebt. Weinen, Schluchzen, abgebrochene Laute dringen an unser Ohr. Wie mochte die Mutter, eine Witwe, sich gefreut haben auf die Ankunft der lieben Tochter, die sie vor einem Jahr schweren Herzens in

das ferne, ungesunde Land mußte ziehen lassen. Oft war sie in großer Sorge gewesen, weil die Briefe von häufigen Fieberanfällen berichteten; wie unsäglich hatte sie sich gefreut, die liebe Tochter und das Enkelchen nun ganz bald in die Arme zu schließen. Frau M. hatte mir das alles noch erzählt. Nun rüstete sie schon zur Reise nach Hamburg, um die Lieben abzuholen, da kam das Telegramm, das all ihre Freude in tiefes Leid verwandelte. Was für eine Reise mag das nun gewesen sein!

Ich hätte der armen Mutter so gerne ein Wort inniger Teilnahme gesagt, ihr noch viel erzählt von der Verstorbenen, aber dazu war keine Gelegenheit, wir mußten ans Land. Vorher aber nahmen wir noch herzlichen Abschied von den Mitreisenden, die uns näher getreten waren, besonders den Missionsleuten und den Südwestern, d. h. denen, die mit uns schon von Südwestafrika hergereist waren. Wochenlang hatten wir nun zusammen gelebt und vieles erlebt. Jetzt zog jeder eine andere Straße, vielleicht treffen wir in diesem Leben einander nicht wieder.

Der Frau A. mußte ich noch sagen, wie wir sie hochachten gelernt hatten. Das tat ihr sichtlich wohl; sie hatte oft gelitten unter der Mißachtung, die sie als Jüdin von manchen erfuhr.

Wie wunderbar war es, nun wirklich in Deutschland zu sein, nach einem vollen Monat Seereise endlich wieder festen Boden unter den Füßen zu haben und sogar gleich den lieben Sohn zur Seite, der uns Nachricht brachte von den anderen Kindern, von der Hochzeit der ältesten Tochter und von unserem künftigen Wohnort. Es war uns alles wie ein Traum, wir wußten kaum, was wir eigentlich sprachen, hörten und sahen, und doch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

war gleich so viel Geschäftliches zu erledigen, wenn wir am andern Tag schon weiterreisen wollten. Mit aller Macht zog es uns in die alte Heimat zu unsern Lieben.

Nun saßen wir im Schnellzug. Das ging doch anders, als mit der afrikanischen Eisenbahn, wie Walter und Elly gleich bemerkten. An mehreren Stationen kamen schon liebe Verwandte zur Begrüßung an den Zug. In B. stieg ich mit den Kindern aus, während Gatte und Sohn weiterfuhren; hier mußte ich meine lieben Schützlinge abgeben. Walter fand eine Schwester, Elly einen Bruder hier vor. Als es nun ans Abschiednehmen ging, klammerte Elly, die scheinbar ohne viel Not die Trennung von den Eltern überstanden hatte, sich unter lautem Schluchzen an mich: „Tante, du mußt nicht fortgehen." Es war wohl das Gefühl, daß mit meiner Abreise das letzte Band mit der afrikanischen Heimat gelöst werde, und sie nun plötzlich unter lauter Fremden sei, denn ihr Bruder war ihr auch ganz unbekannt. Bei Walter sprachen die Familienbande weit mehr, von ihm hatte ich eher solchen Jammer erwartet; traurig war er auch und hing sich zärtlich an mich, aber er hatte sich doch gleich an die Schwester angeschlossen, welche so manche Ähnlichkeit im Wesen mit der lieben Mutter in Afrika hatte. So kam er leichter als Elly über den Abschied von mir fort. Mir selbst tat das Herz recht weh, denn die Kinder waren mir teuer geworden. Doch nun durfte ich bald die eigenen ans Herz schließen, das war doch zu schön!

Walter und Elly haben sich schnell in den deutschen Verhältnissen zurechtgefunden. Als sie in die Missionsinstitute übersiedelten, fanden sie dort ihre älteren Geschwister als Gefährten, das erleichterte viel. Später besuchte ich sie und fand sie ganz fröhlich. Aber bei aller

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

treuen Fürsorge und Liebe, welche die Missionarskinder von den Pflegeeltern erfahren, entbehren sie doch die Liebe vom Vater und besonders der Mutter, denn wer könnte wie sie, mit so feinem Verständnis der Eigenart ihres Kindes dieses behandeln? Bei wem könnte es so, wie bei der Mutter, sein Herz ausschütten, solche Mitfreude und solches Mitleiden finden für alle die kleinen täglichen Vorkommnisse? Manche Kinder verlernen ganz, sich auszusprechen. Sie empfinden es nur unklar, daß ihnen etwas fehlt, solange sie klein sind, aber je älter sie werden, um so stärker wird meist das Sehnen nach den Eltern.

Unsere Söhne und Töchter und manche andere Missionarskinder haben uns erzählt, wie beim Anblick jedes schönen Familienkreises, wo Eltern und Kinder in Liebe verbunden lebten, ihnen jedesmal ein Stich durchs Herz gegangen sei, daß sie nicht auch bei den Eltern sein durften. Bei allen Fragen des inneren und äußeren Lebens wird es den heranwachsenden Kindern so sehr schwer, nicht ihren Rat, ihr Verständnis haben zu dürfen; die Eltern leben und können doch ihren Kindern nichts helfen, als sie in treuer Fürbitte dem Herrn täglich ans Herz zu legen.

Nun kehren aber die Eltern in die Heimat zurück, entweder auf Urlaub oder für immer. Es ist schwer zu ermessen, ob die Freude der Eltern oder der Kinder größer ist bei der Aussicht, bald vereinigt zu werden. Kaum vermag jedes die Stunde der Ankunft zu erwarten, endlich ist sie da, die Eltern steigen aus und — erkennen ihre Kinder nicht wieder. Fremde stellen sie ihnen vielleicht erst vor. „Diese großen Herren, diese jungen Damen sollen unsere Kinder sein?" Geradezu befangen steht man zuerst einander gegenüber, und erst ganz all-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mählich findet man den rechten Ton zum Verkehr. Noch viel länger dauert es, bis man ganz warm zusammen wird, man muß einander wirklich erst wieder kennen lernen, und das volle Vertrauen wird nur langsam gewonnen.

Am leichtesten ist es meist mit den jüngsten Kindern, die noch nicht so sehr lange von den Eltern getrennt waren, aber auch hier fühlt man eine Kluft, die erst überbrückt werden muß. — Das alles erlebten wir auch an unsern Kindern, und doch, wie unendlich dankbar waren wir dem Herrn, daß er uns wieder zusammengeführt hatte, daß wir auch unsere teuren Geschwister, Verwandten und Freunde wiedersehen durften. Freilich viele fanden wir nicht mehr hienieden, das tat sehr weh.

Das Heimkommen hier auf Erden gibt einen Vorschmack von der Heimkehr zur ewigen Heimat, aber dort bleibt kein Wehmutstropfen in dem Freudenkelch, da wird die Freude vollkommen sein.

Gott gebe allen solche selige Heimkehr ins himmlische Vaterhaus, „daß wir fröhlich zieh'n hinüber, wie man nach der Heimat reist."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Inhalt.

	Seite
Eine neue Welt, in der ich mich zurechtfinden muß	5
Unsere schwarzen Mädchen	14
Ein Tag aus dem Leben einer afrikanischen Hausfrau	26
Zu Besuch bei lieben Missionsgeschwistern	35
Eine christliche Hochzeit im Hererolande	44
Heidnische und christliche Hererofrauen	55
Petrine	66
Noch einmal „Petrine"	76
Aus dem Leben der schwarzen Ottilie	79
Eine christliche Hererofamilie im Glück und Unglück	82
Reise nach Waterberg	89
Missionsleben in Südwestafrika	107
Sei stille dem Herrn und warte auf Ihn!	123
Einsamkeit	126
Eine Heimreise von Deutsch-Südwestafrika	133

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Unter den Indianern

Britisch-Nordamerikas.

Von Egerton R. Young.

1. Bd.: **Im Birkenkahn und Hundeschlitten.** Aus dem Englischen von E. von Engelhardt. Mit 4 Abbild. 2,40 M., geb. 3 M.
2. Bd.: **Auf der Indianerfährte.** Übersetzt und bearb. von P. J. Richter. Mit 18 Abbild. 2 M., geb. 2,50 M.

Wer diese hochinteressanten Schriften mit ihren einfachen und doch lebhaften Schilderungen aus dem Lebensschicksal eines Mannes liest, der fünfundzwanzig Jahre als Missionar unter den Indianern des britischen Nordamerikas gelebt und gearbeitet, wird ungeteilte Freude, die sich bis zur Begeisterung steigert, empfinden.

Aus dem Palmenlande.

Selbsterlebtes aus Ost- und Westindien von **Oskar Flex.**

Mit 32 Bildern. 2,50 M., geb. 3 M.

Verfasser versteht in hervorragender Weise zu schildern und zu erzählen. Seine fesselnden Geschichten erheben sich bisweilen zu dramatischer Lebendigkeit. Das Schöne daran ist, daß mit einer geschickten Gruppierung des Stoffes und einer erstaunlichen Kraft der Darstellung eine seltene Frische und Naturtreue verbunden sind, so daß man aus den Erzählungen wirklich ein anschauliches und zutreffendes Bild erhält. Eine Reihe der anmutigsten Geschichten, die Flex im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte, sei es in den Evangelischen Missionen, sei es in der Allgemeinen Missionszeitschrift, hat erscheinen lassen, sind in diesem Bande zusammengestellt. **Die Evang. Missionen.**

François Coillard

und die Mission am oberen Sambesi.

Von Pfarrer **M. Schlunk.**

Mit 14 Bildern und 1 Karte. 2,50 M., geb. 3 M.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Auf Missionspfaden.

Schilderungen aus der Rheinischen Mission.

Herausgegeben von den

Missionsinspektoren **P. Kriele** und **P. Wegner.**

I. Bändchen:

Tole! Vorwärts! Von Missionar **Simon.**

Geb. 1 M.

Dieses Schriftchen enthält die Reiseberichte des Missionars Simon, die eine Fülle von Interessantem bieten und die darum schon eine große Bedeutung haben, weil sie die neue Phase, in welche die Geschichte der rheinischen Mission auf Sumatra eintritt, einleiten. Wir wünschen dem Büchlein die weiteste Verbreitung, damit auch dadurch die Teilnahme an der reichgesegneten Batakenmission gemehrt werde.

Das Volk.

II. Bändchen:

Ein frühvollendetes Missionarsleben. Von P. **Witteborg.**

Geb. 1 M.

Das sehr hübsch ausgestattete Bändchen zeichnet in anschaulicher Darstellung das Leben und Wirken des rheinischen Missionars Krumm unter den wilden Kopfschnellern auf der Westküste der Insel Nias. Dem Leser wird damit zugleich eins der gesegnetsten und interessantesten Arbeitsfelder der rheinischen Mission vor Augen geführt.

Missions-Magazin.

III. Bändchen:

Schwesternarbeit in China. Von **Anna Zahn.**

Geb. 80 Pf.

Ein schmuckes Büchlein, worin uns in anschaulicher Weise fünf Lebensbilder aus der chinesischen Frauenwelt vorgeführt werden, und an denen uns zugleich gezeigt wird, wie sich die Mission ihre Mitarbeiterinnen für den Dienst unter den Chinesinnen heranzieht. Eine recht empfehlenswerte Lektüre für Frauen- und Jungfrauenvereine.

Missions-Magazin.

IV. Bändchen:

Unsere batakschen Gehilfen, wie sie arbeiten und wie an ihnen gearbeitet wird. Von Lic. theol. **Johs. Warneck.**

Geb. 1 M.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Verlag von **C. Bertelsmann** in Gütersloh.

Einzelzüge aus der Arbeit der Rheinischen Mission.

Ein Handbuch für Missionsansprachen von **P. R. Wegner.**

373 Seiten. 3,50 M., geb. 4 M.

Hier bietet sich reichlicher Stoff, der manchem gute Dienste tun wird. Es ist kein Buch, das bestimmt ist, vorgelesen zu werden; es bietet vielmehr Metall, das erst durch Verarbeitung als Erzählung bei passender Gelegenheit in Münze umgesetzt werden muß.

Fürsorge f. d. weibl. Jugend.

Man darf dem Herausgeber dankbar sein, daß er den Predigern für Missionspredigten und Ansprachen ein äußerst praktisches Material in die Hände gelegt hat. Möge es nun auch fleißig benutzt werden.

Pfarrhaus.

Im Dienst des Kreuzes auf ungebahnten Pfaden.

Schwierige Missionsanfänge auf einsamer Südsee-Insel,

mitgeteilt von **G. Kunze,**

rheinischer Missionar, ehedem auf der Dampier-Insel (Neu-Guinea.)

2. Auflage. 1,80 M., geb. 2,50 M.

Ein Einblick in die kurze Lebensgeschichte (Beginn und Fortgang der Arbeit) einer Missionsstation auf einsamem Posten in einem Lande der Tränen und Trübsale. In Einzelbildern fesselnd und anschaulich dargestellt. Möchten diese Bilder manchen festhalten und nicht loslassen, bis sie ihn in den seligen Dienst des Kreuzes gebracht!

Licht und Leben.

Die Herero.

Ein Beitrag zur Landes-, Volks- und Missionskunde

von Missionar **J. Irle.**

Mit 56 Illustrationen und 1 Karte. 352 Seiten. 5 M., geb. 6 M.

Das gut ausgestattete und reich illustrierte Buch ist die reife Frucht gründlicher Studien und hat nichts gemein mit den Phantasiestücken flüchtig durchs Land huschender Reisender; allen, die sich für Länder-, Völker- und Missionskunde interessieren, sei es warm empfohlen.

Ev. kirchl. Anzeiger.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Die

Evangelischen Missionen.

Illustriertes Familienblatt.

Herausgegeben von Pfarrer D. Julius Richter.

Erscheint seit 1895.

Monatlich ein Heft von 24 S. gr. Lex.-Oktav-Format mit 10—16 Bildern.

Preis jährlich 3 M., mit Porto 3,60 M.

Die Evangelischen Missionen haben sich vortrefflich bewährt und eingeführt. Kenntnis der Mission ist heutzutage ein Erfordernis allgemeiner Bildung. Anziehender und liebenswürdiger, als es Richter tut, kann uns niemand in die Mission einführen und auf dem Laufenden erhalten. Ausgezeichnet sind die zahlreichen Bilder. Die Hefte sind wirklich Lesestoff für die Familie, nicht trocken, lehrhaft, sondern bestens unterhaltend. — Von Saat und Ernte gilt entsprechend dasselbe. **Neues sächsisches Kirchenblatt.**

Zugleich als Beiblatt erscheint:

Saat und Ernte

auf dem Missionsfelde.

Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend.

Herausgegeben von **P. P. Richter.**

Erscheint seit 1899. Monatlich ein Heft von 8 S. Lex.-8. mit 4—5 Bildern.

Jährl. 1 M., mit Porto 1,36 M. (In Partien billiger.)

Beide Blätter zus. 3,75 M., mit Porto 4,35 M.

Ein einziger Blick in diese verständnisvoll geschriebene und prächtig illustrierte Zeitschrift beweist, daß man reiferen Kindern zur Belebung des Missionssinnes nicht Besseres in die Hand geben kann als diese Blätter. **Pfarrhaus.**

Das „Missionsinteresse bei der reiferen Jugend zu wecken und zu fördern" hat sich diese Zeitschrift zur Aufgabe gestellt. Der Inhalt ist wohl geeignet, dieselbe zu erfüllen. Treffliche Schilderungen und Erlebnisse aus der Mission mit gutem Bilderschmuck werden uns hier geboten, welche die jugendlichen Leser fesseln werden. **Reichsbote.**

Probehefte werden gratis und franko geliefert.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main